Imago (1912) 1. 228-264 265-275

Über Farbenhören.

Ein Versuch, das Phänomen auf Grund der psycho-analytischen Methode zu erklären.

Von Frau Dr. H. v. HUG-HELLMUTH, WIEN.

Seit zirka 50 Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft gelegentlich mit dem Phänomen des Farbenhörens, dessen Erforschung nicht so sehr die Seltenheit des Vorkommens vielfach erschwert, als die zumeist unzulänglichen Berichte der mit ihm Behafteten, zumal unter den Laien auch heute noch die Ansicht besteht, es gehöre ins Kapitel der Schrullen und »Narreteien«, die nur umso störender hervortreten, je größere Beachtung ihnen zugewendet wird. Raten doch Forscher wie Benedikt dringend davon ab, sich in dieses Problem zu vertiefen, da solche Betätigung zur Hypochondrie führe. Und es bleibt keinem Farbenhörer erspart, einem ungläubigen oder höhnischen Lächeln zu begegnen, wenn er, sei es im Kreise der Familie oder der Freunde, von den Synästhesien berichtet, die ihm Geschehnisse oft lustvoll betonen, manchmal auch mit verstärkter Unlust zum Bewußtsein bringen. Die skeptische Aufnahme solcher Aussagen lassen den mit dieser Bewußtseins-Erscheinung Behafteten bald verstummen, ohne daß sie natürlich deshalb schwände. Insbesondere lieben es Eltern, mit ihrer ganzen Autorität einer solchen »Hypernervosität« ihrer Kinder, in der sie ein ihnen unerklärliches Abweichen vom guten Schlage ihrer Familie erblicken, entgegenzutreten, und übersehen, daß hier die Nichtbeachtung ebenso wenig die beabsichtigte Wirkung hervorbringt, wie das vorsätzliche Nichtsehen sexueller Äußerungen in zartem Kindesalter diese erstickt. Man schafft fatale Regungen der kindlichen Seele nicht aus der Welt, indem man ihr Bestehen leugnet oder sie mit Prügeln beantwortet, man zwingt sie höchstens, sich für den Augenblick ängstlich zu verbergen, um vielleicht zu späterem Zeitpunkte als schwere psychische Erkrankung hervorzubrechen.

Unter Farbenhören oder chromatischer Synopsie* verstehen wir die zwangsmäßige, mehr oder minder als solche empfundene Verknüpfung von Tönen und Geräuschen mit Farbenempfindungen; es steht unter den Synästhesien obenan. Seltener findet sich die reziproke Erscheinung, daß nämlich Farbeneindrücke Tonempfindungen bedingen. Endlich gibt es Fälle von optischen und akustischen Synästhesien**, die gebunden sind an Geruchs-, Geschmacks oder Hautempfindungen. Alle Arten der optischen Synästhesie, also jene Fälle, in denen

* Auch Pseudochromästhesie, Colour-Hearing, Audition Colorée genannt.

** Auch als sekundäre Sinnesempfindungen, Doppelempfindungen, Sekundärvorstellungen bezeichnet, dem theoretischen Standpunkte der einzelnen Forscher entsprechend.

ein Farben- oder Lichteindruck einer anderen Ursache als einem physikalischen Lichtreiz entstammt, werden als Photismen bezeichnet, man unterscheidet sie in chromatische Photismen ‹direkte Farbenbilder› und Diagramme. ‹Vorstellung von Kurven, Geraden von bestimmtem Verlaufe oder von Flächen.› Akustische Synästhesien, d. s. jene Gehörswahrnehmungen, die nicht unmittelbar von einem physikalischen Schallreiz herrühren, werden Phonismen genannt.

Die erste und lange Zeit einzige wissenschaftliche Würdigung des Phänomens stammt aus dem Jahre 1812 von Dr. G. T. L. Sachs, der in seiner Dissertationsschrift seine diesbezüglichen eigenen Wahrnehmungen anführt, und diese Doppelempfindungen nach ihrem optischen, akustischen und rein psychischen Ursprung in drei Gruppen ordnet. Er berichtet, daß ihm die Vokale und Konsonanten, die musikalischen Töne, die Klänge der Instrumente, die Ziffern, ja die Namen von Städten, selbst Zeitabschnitten, historischen Daten, sowie die der Altersstufen mit Farbenempfindungen verknüpft sind.

Die spärlichen Arbeiten* der folgenden Dezennien bringen Berichte von einzelnen Personen meist männlichen Geschlechtes, dies dürfte übrigens bloß dem Umstande zuzuschreiben sein, daß man denen von Frauen mit Rücksicht auf ihre in damaliger Zeit geringen psychologischen Kenntnisse wenig Glaubwürdigkeit zumaß, und daß auch wohl das Interesse für derartige Beobachtungen bei ihnen entweder ein zu geringes gewesen oder doch nicht über einen gewissen Grad von Neugierde und Selbstbespiegelung hinausgegangen sein mag, als daß sie Nennenswertes zur Beleuchtung dieser Frage beigetragen hätten.

Die erste Arbeit, welche durch das reiche Material an beobachteten Fällen ihre Verfasser, E. Bleuler und K. Lehmann, in den Stand setzten, aus manchen Übereinstimmungen der »Positiven«** eine gewisse Gesetzmäßigkeit im Verlauf dieser Erscheinung nachweisen zu können, ist der im Jahre 1881 erschienene Artikel »Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiete der anderen Sinnesempfindungen.« In den folgenden Jahren wandte sich ein allgemeineres Interesse dem Gebiete der Doppelempfindungen zu und es erschienen in rascher Folge Veröffentlichungen von deutschen, französischen, englischen Forschern.

Aus der aktiven und passiven Beobachtung der verschiedenen Farbenhörer zeigen sich gewisse übereinstimmende Ergebnisse, die von großem Werte in bezug auf die relative Wahrscheinlichkeit der aufgestellten Theorien sind. Sie lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen.

---

* F. A. Nußbaumer, »Wiener Medizin. Wochenschrift«, Jänner 1873. H. Kaiser, Compendium de physiol. optic. 1872. Cornaz, Des abnormités congénitales des yeux et de leurs annexes, 1848.

** »Positive« nennen Bl. u. L. die mit Sek.-Empfindungen behafteten Personen, Negative solche, denen diese fehlen.

1. Unter den Synästhesien sind die Schallphotismen am häufigsten, und zwar zeigen sich die chromatischen Photismen ziemlich eben so oft wie die geometrischen Diagramme, welche meist nur durch Licht- und Schattenverteilung, nicht aber durch eine besondere Farbe ausgezeichnet sind.

2. Die Schall-Photismen sind an Vokale, seltener Konsonanten, an Wörter, an musikalische Töne und an Geräusche gebunden.

3. Laut- und Wort-Photismen finden sich am häufigsten. Insbesondere sind es die Vokale, denen Farbenempfindungen adhärieren, die dann oft den Wörtern, in welchen der betreffende Laut den Hochton hat, das Kolorit verleihen; die Wirkung der Konsonanten besteht in der Regel bloß in einer bestimmten Nuancierung der Vokalfarbe. Für einige Farbenhörer bilden die Wortphotismen sogenannte »Spektroide«, das sind nach Bleuler und Lehmann Farbenbilder, bei welchen die Farben nach den im Worte vorkommenden Vokalen angeordnet sind; sie stammen in der Regel aus späteren Jugendjahren, während die in frühester Kindheit erworbenen gewöhnlich einfärbig sind. Unter den Wörtern rufen besonders Eigen- und Rufnamen Farbenempfindungen hervor. Auch die Namen der Wochentage, der Monate, der historischen Epochen, der Zahlen und geometrischer Gebilde erscheinen manchen Personen gefärbt. Allgemein wird vermeldet, daß Eigennamen, Wochentage, Monate und Zahlen ihr eigenes, von dem Vokale der Hauptsilbe häufig unabhängiges Kolorit besitzen.

4. Bei den Ton-Photismen treten die verschiedensten Farben auf, doch in der Regel* derart, daß höheren Tönen hellere, tieferen dunkle Farben zugeordnet werden, so daß die Tonhöhe von bedeutendem Einflusse erscheint. Eine ähnliche Rolle spielt die Intensität des Schalleindruckes in bezug auf die Schattierung; schwache Töne verleihen der Farbe etwas Verschwommenes, oft auch Durchsichtiges, starke geben ihr leicht einen grellen Akzent.

5. Geräuschphotismen zeigen in der Farbenauswahl eine starke Monotonie, Grau und Braun erschöpfen die Farbenreihe. Die Intensität ist bei ihnen von größerem Einfluß als bei den Ton-Photismen.

6. Bei manchen Personen sind die Farben an gewisse Instrumente, bei anderen an bestimmte Töne geheftet, so daß bei den ersteren derselbe Ton, hervorgerufen durch verschiedene Instrumente in verschiedenen Farben in vergleichsweise entsprechender Nuance erscheint, während die letzteren einen und denselben Ton

* H. Steinbrügge berichtet von einem jungen Manne, Schüler der Priesterschule auf Madeira, dem die Töne eines Klaviers einfache Farbenempfindungen hervorriefen; die hohen Töne erzeugten ein reines Rot, von der eingestrichenen Oktave an, nach abwärts aber erschienen die Töne anfangs gelbrot, in der Tiefe rein gelb.

auf allen Instrumenten mit der gleichen Farbe, jedoch verschiedener Nuance verbinden. Häufig tritt auch das Phänomen so auf, daß ganze Musikstücke mit einer Farbe in ihren Abstufungen verknüpft werden, die Kompositionen Wagners, Beethovens, Haydns und Schumanns erscheinen diesbezüglich besonders bevorzugt. Die menschliche Stimme erzeugt im rhetorischen und gesanglichen Vortrage stärkere Photismen als in der einfachen Konversation.

7. Die Zahl der Farbenhörer ist nicht so gering, wie dies allgemein geglaubt wird. Bleuler und Lehmann fanden unter 596 befragten Personen 76 Positive, d. i. 12%. Aus den Fragebogen, die der akad.-philos. Verein in Leipzig im Jahre 1879 auf Fechners Anregung nach aller Herren Länder aussandte, ergab sich ein Resultat von 442 Fällen von Farbenassoziationen, unter denen zirka 100 Aufzeichnungen wegen zu geringer Sicherheit für wissenschaftliche Beobachtungen ausgeschieden wurden, so daß 374 »Entschiedene« — so nennt Fechner die Farbenhörer — verblieben. Zu ihnen zählten auch zwei Blinde und ein Farbenblinder, in dessen Assoziationen natürlich nur die ihm bekannten Farben eine Rolle spielten, während Rot ausgeschaltet war. Aus den Aufzeichnungen mittels Fragebogen läßt sich natürlich kein Schluß auf die Häufigkeit des Phänomens ziehen, da keine Angabe über die Zahl der überhaupt Befragten vorliegt. Die neuesten Untersuchungen an Kindern einer Bostoner Schule ergaben, daß 21 unter 53, d. i. 40%, für die Töne gewisser Instrumente Photismen aufwiesen.* Nach der Nation stehen bezüglich der Frequenz die Deutschen obenan, ihnen folgen Schweizer, Österreicher, Engländer und Amerikaner, Italiener, Franzosen. Lebhafte Einbildungskraft, Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft scheinen das Phänomen zu begünstigen, bei praktischen Berufen ⟨nach Hennig auch bei Personen, die sich mit exakten Wissenschaften, so Mathematik, beschäftigen⟩ tritt es selten auf. Musikalische Veranlagung spielt dabei keine bestimmende Rolle, da sich unter den Farbenhörern neben Musikern wie Joachim Raff, Franz von Holstein, auch ganz unmusikalische Personen finden. Nach Aussage der meisten Autoren sind die »Positiven« in der Regel körperlich und geistig gesund.

8. Die beobachteten Fälle zeigen insgesamt, daß **das Farbenhören aus der frühesten Kindheit stammt.** Die den Tönen und den Geräuschen zugesellten Farben und Diagramme variieren bei den verschiedenen Individuen, bleiben aber im Leben des Einzelnen in der Regel dauernd** erhalten, dem

* G. Stanley Hall, Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik, pag. 99ff.

** Sully berichtet in seinen »Untersuchungen über die Kindheit« von einem sechsjährigen Mädchen, bei dem die an Zahlen geknüpften Farbenvorstellungen während der folgenden drei Jahre teilweise eine Änderung erfahren hatten.

Einfluß des Alters nur insoweit unterliegend, als sich dasselbe überhaupt im Verlaufe der physischen und psychischen Prozesse als hemmender Faktor bemerkbar macht. Das Gefühlsleben bleibt häufig von den Sekundärempfindungen unberührt, wiewohl auch Fälle bekannt sind, in denen das Farbenhören von Lust- und Unlustgefühlen begleitet ist, mitunter auch die ursprünglichen Gefühle verstärkt oder hemmt.

Von einigen Forschern wird das Phänomen als hereditär bezeichnet, doch könnte die Erblichkeit jedenfalls nur betreffs der Disposition, niemals bezüglich der Art der Photismen angenommen werden.

9. Bezüglich der Häufigkeit der beobachteten Farben wurde konstatiert, daß Gelb Braun, Rot, am begünstigsten erscheinen, während Grün und Violett die geringste Rolle spielen, Weiß, Grau, Schwarz, Blau nehmen eine Mittelstellung ein. Die Farben werden außerdem durch verschiedene Grade von Durchsichtigkeit, Glätte oder Rauheit der Oberfläche ausgezeichnet. Die Diagramme zeigen ganz individuelle Verschiedenheit, Kreise, Ovale, ferner Kegel sind am häufigsten vertreten.

10. Im allgemeinen treten die Synopsien gleichzeitig mit dem Schalleindruck auf, nur bei wenigen Beobachtern zeigte sich eine kleine Zeitverschiebung im Bewußtwerden beider Empfindungen. Die Dauer des Farbeneindrucks stimmt mit der der Schallsensation durchwegs überein, beide erlöschen gleichzeitig. Willkürliche Aufmerksamkeit auf das Phänomen ruft dasselbe weder hervor, noch verstärkt sie es.

Es ist natürlich, daß sich auf Grund der Beobachtungen einzelner Fälle, sowie deren Zusammenstellung und Vergleichung in der Wissenschaft das Bedürfnis regte, das Phänomen vom theoretischen Standpunkt zu beleuchten. Kurz nach dem Erscheinen der Bleuler-Lehmannschen Arbeit sprach sich der Physiologe Hensen in einem über dieselbe verfaßten Referate * dahin aus, daß er glaube, voraussagen zu können, daß mit der Zeit diese Art von Beobachtungen wichtige Aufschlüsse über die Vorgänge im Gehirn geben werden, »doch«, fährt er fort, »zur Zeit wissen wir noch nicht recht, etwas damit anzufangen.« Und fast ist es so bis zum heutigen Tage geblieben. Die Ansichten, welche über das Farbenhören im Laufe der Jahre ausgesprochen wurden, haben vielleicht deshalb nichts von ihrem hypothetischen Charakter verloren, weil diese Bewußtseinserscheinung, häufig vom Träger selbst kaum bemerkt, so wenig vordringlich und fast nie das Allgemeinbefinden störend verläuft, ich glaube nicht, daß jemals eine Person von dieser Sensation sich so gequält gefühlt hatte, daß sie dagegen einen Arzt zu Rate gezogen, bleibt doch den meisten Farbenhörern der Zwang, unter dem sie die Farben imaginieren, unbewußt oder zumindest

* Archiv für Ohrenheilkunde, Bd. 17.

ohne besondere Unlustbetonung. Trotzdem hält eine ganze Reihe von Forschern das Phänomen für psychopathologisch und sie führen zur Begründung ihrer Ansicht an, daß sich unter den Farbenhörern zahlreiche Hereditarier mit mehr oder weniger psychischen Abnormitäten finden. Die anatomisch-physiologische Richtung nimmt einen abnormalen Verlauf der Nervenfasern der verschiedenen Sinneszentren an. So sagt Steinbrügge*: »Es lassen sich als Ursache der Doppelempfindung zweierlei Möglichkeiten denken: entweder geht ein Sinnesreiz von einer Sinnesnervenbahn auf eine andere über, im Verlaufe dieser Bahnen — also von dem peripheren Sinnesorgan an bis zu dem ihm eigentümlichen Zentrum gerechnet — oder er überschreitet das letztere, und gelangt zu einem zweiten Zentrum, wo er die zweite Empfindung auslöst.« . . . . . »Es ließe sich denken, daß bei exzessiver Erregbarkeit der sensorischen Hirnelemente die Reizwelle auf weitere Strecken fortgeleitet werde, und daß derartige abnorme Erregungszustände in den zentralen Sinnesfeldern, vor allem in den akustischen Zentren den Doppelempfindungen bei den Positiven zugrunde liegen.« Thorp** vertritt die Ansicht, daß sich bei Leuten mit Doppelempfindungen Fasern des nervus acust. intercerebr. zwischen den Fasern des nervus opticus verirrten, infolge welcher Anordnung die Doppelempfindungen entständen. Urbantschitsch erklärt die Synästhesien als sensorielle Reflexerscheinungen, welcher Ansicht sich Benedikt anschließt, mit dem Beifügen, man solle von der Selbstbeobachtung dieser Bewußtseinserscheinungen abstehen, »da man den Konsequenzen nicht gewachsen sein dürfte«. Bleuler und Lehmann negieren diese Befürchtung durch die durch zahlreiche Beobachtungen begründete Annahme, das Phänomen sei nicht psychopathischer Natur. Vielmehr sehen auch sie seine Ursache in dem Verlaufe der Nervenprozesse selbst, ja sie geben dem Gedanken Raum, »die Fähigkeit, Sekundärempfindungen wahrzunehmen, als eine Art Atavismus aufzufassen, da es in der Entwicklung der Tierreihe eine Stufe gegeben haben muß, wo die einzelnen Empfindungsqualitäten noch nicht getrennt waren, da ja jedes perzipierende Element auf die verschiedenen Reize reagierte« ***. Auch Nordau sieht in dem Phänomen, sofern ihm nach seiner Ansicht überhaupt Realität zukommt, einen gewissen Atavismus, ja geradezu einen Grad von Entartung, »einen Beweis krankhafter und geschwächter Hirntätigkeit, wenn das Bewußtsein auf die Vorteile der differenzierten Wahrnehmungen der Erscheinung verzichtet und die Meldungen der einzelnen Sinne nachlässig verwechselt. Es ist ein Rückschritt

* Steinbrügge, »Über sekundäre Sinnesempfindungen«, pag. 21.

** Thorp, Colour audition and its relations. »Edinburg med. Journ.« Bd. CDLXIX July 1894.

*** Bleuler und Lehmann, »Zwangsmäß. Lichtempf. dch. Schall etc.«, pag. 58.

in der organischen Entwicklung bis zu deren Anfängen«.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Theorien der physiologisch-pathologischen Richtung gibt es eine Reihe von Autoren, die den in frühester Kindheit erworbenen psychologisch-assoziativen Zusammenhang in den Vordergrund stellen. Ja, es sind mehrere Forscher der Meinung*, daß für das Zustandekommen von Synästhesien nicht eine Ursache allein entscheidend sei, sondern, daß der Mannigfaltigkeit der Fälle entsprechend, auch eine große Verschiedenheit des Ursprungs erwartet werden müsse. Bemerkenswert ist, daß Nordau**, der die Tatsache des Farbenhörens überhaupt in Frage stellt und derartige Bewußtseinserscheinungen als Zeichen von psychischer Dekadenz betrachtet, über die Ursache desselben folgendes sagt: »Mir ist nicht zweifelhaft, daß das Farbenhören immer eine Folge von Ideenassoziation ist, deren Ursprünge dunkel bleiben müssen, weil die Verknüpfung gewisser Farbenvorstellungen mit gewissen Tonempfindungen möglicherweise auf ganz flüchtigen Wahrnehmungen im frühen Kindesalter beruht, die nicht stark genug waren, um die Aufmerksamkeit zu wecken, und deshalb dem Bewußtsein unbekannt geblieben sind.« Auch Steinbrügge*** ist der Ansicht, daß für eine große, ja vielleicht für die überwiegende Zahl von Photismen, Assoziationsvorgänge als unmittelbarer Ursprung anzusehen sind, er gibt der Vermutung Raum, »daß ursprünglich bei allen Personen, welche in der Erinnerung Worte oder Begriffe mit Farben assoziieren, vielleicht in früher Jugend direkte Doppelempfindung bestanden haben. In späteren Jahren mag dann die .... Disposition des Gehirns, welche die Doppelempfindung veranlaßte, erloschen sein, die Kombinationen der sensorischen Eindrücke hatten sich jedoch — einfach ausgedrückt — dem Gedächtnisse bereits fest eingeprägt, somit kehrte bei der Erinnerung an den Begriff, das Wort oder den Vokal, jedesmal auch die assoziierte Vorstellung der Farbe wieder.«

Auch H. Kaiser† und Schenkl†† erklären die Photismen als in zartem Jugendalter erworbene und habituell gewordene Assoziationsprodukte und die Untersuchungen

* Jodl, Lehrbuch der Psychologie, I. Bd., Kap. IV, 24.
** Nordau, Entartung, I. Bd., pag. 248—251.
*** Steinbrügge, l. c., pag. 19.
† H Kaiser, Kompend. d. physiol. Optik, 1872; Memorabilien, 1882.
†† Schenkl, Über Assoziat. von Worten mit Farben, Prag, «Med. Wochenschrift«, 1883, Nr. 10.

der letzteren Jahre weisen immer deutlicher auf den Zusammenhang dieses Phänomens mit den frühesten Jugenderlebnissen hin. All jene Fälle, wo es sich um urteilmäßig erworbene untrennbare Verknüpfung einer Farbenvorstellung mit nicht visuellen Begriffen handelt, werden als rein psychologisch*, als assoziierte Vorstellungen, aufgefaßt. Jene Fälle dagegen, welche eine durch physiologische Abnormität begründete Zwangsmäßigkeit aufweisen, werden als eine gesonderte Gruppe von Erscheinungen, als Sekundärempfindungen bezeichnet, denn sie sind mit dem für jede Empfindung integrierenden Merkmale des äußeren Reizes ausgestattet.

Flournoy** gliedert die psychologischen Synopsien nach ihrer Entstehung in solche, die auf Gefühlsideenassoziationen, auf habituellen und auf privilegierten Assoziationen beruhen. Hennig***, der diese Einteilung billigt, bezeichnet als »Gefühlsassoziationen diejenigen, welche zwei Wahrnehmungen unter sich verknüpfen, nicht infolge von quantitativer Ähnlichkeit, noch vermöge ihres regelmäßigen oder häufigen Zusammentreffens im Bewußtsein, sondern durch die Analogie ihres außergewöhnlichen Charakters.« [Als Beispiel könnte man eine meiner Synopsien, die Verknüpfung des Knattern von Gewehrfeuer mit der Vorstellung »Graubraun« ‹siehe Seite 254› anführen.] Habituelle Assoziationen sind nach Hennig solche, »durch welche zwei Dinge, die sich beständig oder gewöhnlich vereinigt finden, im Geiste schließlich sich verbinden und ein unlösliches Ganzes bilden« ‹so die von einer Dame »schwarz und weiß« bezeichneten Töne des Klaviers, die »holzbraunen« der Violine, die »gelben« der Blechinstrumente; ferner die allgemein vorkommende Farbenvorstellung Grau bis Braun für das Knirschen von Wagenrädern›. Privilegierte Assoziationen endlich nennt derselbe Autor diejenigen, »durch welche in unseren Gedanken gewisse Dinge eng verbunden sind, nur weil einmal, vielleicht nur ein einziges Mal, ihre Verbindung uns lebhaft getroffen und eine unzerstörbare Spur in unserem Nervenleben zurückgelassen hat.« ‹Aus den von Bleuler und Lehmann angeführten Fällen der Knabe, dem der Sonntag blau, der Mittwoch weiß erscheint; ferner ibidem das sechsjährige Kind, das den zum ersten Male gehörten Namen Kunigunde als so »schwarz« ablehnt.› Diese privilegierten Assoziationen sind natürlich am bedeutungsvollsten für das Zustandekommen von Synopsien und bedingen jene Fälle, die sich durch das Merkmal strenger Individualität auszeichnen, während die habituellen Assoziationen zu den Chromatismen führen, welche von den meisten Farbenhörern in gleicher Weise beobachtet werden.

* Hennig, Entstehung und Bedeutung der Synopsien, »Zeitschrift für Psych.«, 10. Bd.
** Flournoy, Des phénomènes de Synopsie.
*** Hennig, l. c., 10. Bd., Zeitschrift für Psych.

Beim Studium der verschiedenen Theorien, die sich bei der Erforschung des Farbenhörens ergaben, zeigt sich das Streben zahlreicher Autoren, der anatomisch-physiologischen Richtung, welche viele Fälle als ganz unerklärlich bezeichnet, die psychologisch-assoziative zur Seite zu stellen, die, in die Tiefe des Seelenlebens schürfend, auch in jene dunklen Fälle Klarheit tragen soll. Bleuler und Lehmann, die in dem Auftreten des Farbenhörens in frühester Jugend, sowie im steten Festhalten derselben Photismen im Leben des Einzelnen geradezu einen Gegengrund erblicken, diese Doppelinterpretationen eines peripheren Reizes dem Gebiete des assoziativ Erworbenen zuzuzählen, weisen an anderer Stelle* aber doch auf die eminente Bedeutung dieses Faktors hin: »Sehr wichtig ist bei Angabe der Photismen überhaupt die Erinnerung aus den frühen Lebensjahren, wo die Vorstellungen meist lebhafter sind. Bei solchen Jugenderinnerungen kann die Farbe auffallend häufig nicht auf die der komponierenden Laute zurückgeführt werden, und zwar bei ganz zuverlässigen Leuten. Für die meisten dieser Ausnahmen haben wir gar keine Erklärung finden können. . . . . die Personen-, Monats- und Wochentagsnamen, sowie die Zahlwörter sind die Wortklassen, über die auch Personen, denen sonst Wortphotismen fehlen, namentlich mit Hilfe von Jugenderinnerungen Angaben machen können.« Und weiters**: »Wir sind geneigt, so sehr wir eine solche ‹assoziative› Erklärung für die Klang-, Geräusch- und Lautphotismen für unannehmbar halten, in betreff der Wochentags-, Monats-, zum Teil auch der Eigennamenfarben an die Möglichkeit derselben zu glauben, obgleich es auffallen muß, daß bei unseren zahlreichen Personen die Erinnerung an das Zustandekommen dieser Vorstellungen so spurlos verschwunden ist. Die Wahrscheinlichkeit ist wohl, daß diese Vorstellungen nicht nach einem einheitlichen Schema entstanden sind, sondern daß bald dieses, bald jenes Moment, das wir im speziellen Falle nicht näher kennen, das Ausschlaggebende war.«

Ich habe nicht umsonst diese Ausführungen in ihrem ganzen Umfange zitiert, denn hier scheint mir die Brücke geschlagen, die uns hinüberführt auf das Feld, auf dem die Freud'schen Lehren vielleicht auch zum Verständnisse dieses Problems beitragen werden. Sie haben uns einen Einblick in das Traumleben gewährt, gezeigt, wie all unser Träumen in der letzten Wurzel auf Kinderwünsche zurückführt, sie weisen dem Psychoanalytiker den Weg, auf welchem allein er den seelischen Erkrankungen, denen die anderen Ärzte ratlos gegenüberstehen, siegreich zu Leibe rücken kann, indem er tiefer und tiefer eindringt in das psychische Erleben des Patienten bis zu seinen ersten Lebensjahren. Und so wie hier durch die gemeinsame Arbeit des Arztes und des Kranken das Erinnerungs-

* Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 32—33.
** Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 34.

vermögen des letzteren sich der Erlebnisse früher Kindertage entsinnt, so gelingt es in ehrlicher Selbstanalyse, längst Vergessenes über die Schwelle des Bewußtseins treten zu lassen; und dieser Weg ist, wie ich glaube, vielleicht der einzige, der auch beim Problem der Sekundärempfindungen zu wertvollen Erkenntnissen führen dürfte. Denn gerade der Umstand, daß bei allen Farbenhörern das Phänomen bis in die erste Jugend zurückreicht, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, daß es sich nebst einer gewissen konstitutionellen Veranlagung um früheste, zum großen Teil als solche längst vergessene Denkprozesse handelt, von denen infolge gewisser lust- oder unlustbetonter Erlebnisse dem Kinde eine dauernde Verknüpfung bestimmter Vorstellungen erhalten bleibt. Welche sind nun die Interessensphären, die dem Kinde so Wichtiges bieten, daß es nach allen Seiten Fäden knüpft, fest gedreht und dauerhaft für das ganze Leben? Sprechen wir es nur ohne Scheu aus, mögen sich die, welchen es gelungen, ihre eigenen Kindheitsregungen und -Lüste niederzuschweigen, darob entrüsten, es ist das Gebiet des Sexuellen und des Erotischen, das gerade dem Kinde, dem die Kunst der Sublimierung noch fremd ist, all seine kleinen Erlebnisse lustbetont erscheinen läßt. Wer sein Inneres ehrlich prüft, so ein wenig sein Gewissen erforscht, dem tauchen Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit auf, die ihm dann sein sonst unbegreifliches Verhalten in späteren Situationen, zumal im Liebesleben, erklären. In den Psychoanalysen der Kranken erfahren wir, wie in diesen die Erinnerung an anscheinend so unbedeutende, harmlose Szenen aus dem Kinderleben haftet, die sich oft als wichtige Veranlassung zu späteren Übeln erweisen. Da erinnert sich der eine eines Kleides der Mutter, das sie bei einem Anlasse getragen, bei dem das Kind sich von ihr zurückgesetzt fühlte, der andere eines Spazierganges, auf dem das Kind Gelegenheit hatte, den Vater bei Verrichtung seiner Bedürfnisse zu belauschen; von da ab zeigt sich eine intensive Abneigung gegen die Farbe jenes Kleides, begründet sich eine Vorliebe für ähnliche Wege; oder es erfolgt auch hier infolge von Verdrängung eine Ablehnung und alle diese Faktoren spielen dann im Traume eine gewaltige Rolle, Rezentes mit dem Infantilen verwebend und so jene bedeutsamen Träume erzeugend, die dem Laien barer Unsinn dünken.

Alle sinnlichen Eindrücke, die auf das Kind wirken, werden, sofern sie starken, i. e. sexuellen Interesses nicht entbehren, bereitwillig und voll aufgenommen, manches mit Lust oder Unlust beantwortet, was die Aufmerksamkeit des Erwachsenen kaum erregt. Zur Perzeption gesellt sich schon früh eine mehr oder minder rege Assoziationsfähigkeit. Warum sollte diese beim Kinde nicht so stark sein, daß bei einem gewissen konstitutionellen Entgegenkommen Empfindungen verschiedener Sensorien so innig verknüpft werden, daß es genügt, auf dem einen Sinnesgebiete Vorstellungen wachzurufen, sobald auf das andere ein Reiz wirkt? Wenn Nußbaumer

berichtet, daß er und sein Bruder das Klingen von Messern und Gabeln, die wir heute längst als Sexualsymbole kennen gelernt haben, mit Farbenempfindungen begleiten, so wird wohl jene Symbolik in Verbindung mit kindlichen Erlebnissen nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Warum hätte jeder »seinen Glöckchen« die schönere Farbe zugeschrieben, wäre nicht kindlicher Sexualneid im Spiel gewesen? All das Bramarbasieren unserer Jungen mit ihrer Stärke und ihrer Überlegenheit bedeutet ja im Grunde nichts anderes, als im Sexuellen mehr leisten zu können als die anderen. Solche infantil-sexuelle Zusammenhänge lassen sich aber fast in allen Fällen des Farbenhörens nachweisen und ich will es zunächst versuchen, meine eigenen Synopsien auf ihre Abhängigkeit von Assoziationsvorgängen, gebunden an sexuell-erotische Erlebnisse in der frühen Jugend, zu prüfen.

Ehe ich diese Beziehungen entrolle, möchte ich eine kleine Übersicht über meine Photismen bringen, wie ich sie vor sechs Jahren, angeregt durch ein Gespräch mit einem Gelehrten, zusammenstellte; dazu sei bemerkt, daß mir damals die Freudschen Lehren fremd waren, daß ich also ohne Beeinflussung durch dieselben meine Aufzeichnungen gemacht habe.

A. Lautphotismen:

Vokale.

a . . . blau ⟨besonders in Verbindung mit l, r, x⟩,
e . . . verschwommen gelb oder ohne Wirkung,
i . . . grün bis gelbgrün,
o . . . rot bis schwarz,
u . . . braun,

als Buchstaben:
ä . . . grau ⟨wie Nebel⟩,
ö . . . fast schwarz mit rötlichem Untergrund,
ü . . . dunkelbraun,

ai . . . hellgelb mit stark blauem Hintergrund.
ei . . . hellgelb,
au . . . blaugrau,
eu, äu* . . . dunkelrotbraun,
oi . . . blaugrün ⟨matt⟩,
oui . . . braungrün,
oi . . . kräftig blaugrün,
Nasallaute an, en, em . . . mattgrün,
« un, um . . . mattbraun.

* Als Laut, dunkelblaugrau als Buchstabe.

Konsonanten: Dieselben sind für sich ⟨mit Ausnahme von m = braun, n = graubraun⟩ ohne besonderes Kolorit, beeinflussen aber in Wörtern das des folgenden oder vorhergehenden Vokals, teils in der Nuance ⟨s, ß machen die Farbe grell⟩, teils in der Art der räumlichen Ausbreitung ⟨Wellen, Bänder, Wolken, Flammen durch l r u. a.⟩

B. Wortphotismen:

Der mit dem Hochton versehene Vokal des Wortes verleiht in der Regel dem ganzen Worte seine Färbung; die Wortphotismen sind für mich deshalb einfach und hievon machen weder die Eigennamen noch die Wochentags- und Monatsnamen eine Aus-

nahme ⟨nur der Name Gisela erscheint mir violett, obwohl i = grün, e = gelb oder unbetont, a = blau⟩.

C. Ton- und Klangphotismen:

Hohe Töne — helle Farben, tiefe Töne — dunkle Farben. Piano und Forte bei Musikstücken schwächen, resp. verstärken nur die Farbenvorstellung; Staccato verleiht jeder Nuance etwas Grelles. Einige Musikstücke erscheinen mir in besonderen Farben, unabhängig von den einzelnen Tönen, so Beethovens »Lenore« in rot-schwarzen Wolken, Schumanns »Jägerlied« in rein blauen Flammengebilden, Beyers »La pluie de perles« in blaugrauen Perlenschnüren ⟨nach Art von Rosenkränzen⟩.

Instrumente:

Klavier: in den unteren Oktaven braunschwarz,
in den mittleren Oktaven blau ⟨von dunkel bis hell, in Form von Wellen und Flammen⟩, je nach dem Rhythmus,
in den höchsten Oktaven gelb.

Geige: ziemlich übereinstimmend mit dem Klavier, aber mit blauem Unterton in den tiefsten und höchsten Tönen.

Flöte: ebenso.

Waldhorn: mit blaugrünem Unterton ⟨ähnlich wie Pfauengefieder⟩.

Orgel: schwarz, violett, dunkelblau ⟨mit der Vorstellung, aus den Blasebälgen quelle eine dunkle Flüssigkeit⟩.

Harmonium: ähnlich der Orgel, mit ausgesprochen braunem Unterton.

Blechinstrumente: rot — gelb.

Menschliche Stimme ⟨im Gesange⟩: Sopran — hellblau — gelb, Mezzosopran — hellblau, Tenor — mittleres Blau, Alt — das schönste Stahlblau, Bariton — dunkelblau, Baß — braun bis schwarz; ⟨im Sprechen⟩: selten besonders koloriert; bei mir sympathischen ⟨etwas bedeckten⟩ Stimmen habe ich die Farbenvorstellung blaugrau bis stahlblau, bei kreischenden oder schnarrenden Stimmen rotgelb.

Die Sprachen selbst rufen mir wenig Photismen hervor; nur die englische erscheint mir blaugrau — braungrau, die italienische orangengelb — rot.

D. Zahlenphotismen:

Unter den Zahlen ist es besonders die 8, welche für mich mit einer Farbe ⟨blau⟩ verknüpft ist; dies geht soweit, daß mir jede als Vielfaches von 8 erkannte Zahl ebenfalls blau erscheint. Daß 7 = gelbgrün, 9 = dunkelrotbraun, führt auf die Wortphotismen zurück; den übrigen Zahlen, sowie Ziffern fehlen solche.

E. Geräuschphotismen:

Knarren von Rädern = graubraun, ebenso das Heulen des Windes. Kratzen von Schreibfedern = schmutzig graugrün; alle Geräuschsphotismen sind verschwommen und unbestimmt.

Daß das Farbenhören bei mir in der Regel nicht auf begrifflichen Assoziationen beruht, zeigt sich dadurch, daß z. B. »Blut« niemals mit rot, sondern stets mit braun (dem u entsprechend), die Wörter »weiß, Blei, rein . . . .« mit gelb beantwortet werden. Endlich bliebe bei der Annahme einer Begriffsassoziation unverständlich, wieso das Wort »Freude« die Farbenvorstellung dunkelrostbraun, »Ärger« grau wecken kann.

Bezüglich der Farben ist mir das Blau das stärkste und angenehmste Photisma. Weiß fehlt mir vollständig, Violett erscheint mir nur an wenige Wörter und an gewisse Instrumente gebunden. Die Farbe wird von mir in der Regel in das Gehörsfeld, bei reproduzierten Vorstellungen ins Gesichtsfeld projiziert, sie erscheint und schwindet mit dem sie erzeugenden Schalleindrucke. Intensive Aufmerksamkeit auf das Phänomen schwächt dasselbe. Geometrische Diagramme, wie Kurven oder Flächen mit bestimmter Licht- und Schattenverteilung, fehlen mir.

Von anderen sekundären Sinnesempfindungen, respektive assoziativen Vorstellungen habe ich an mir selbst nur ein fast schmerzhaftes Gefühl der Stille beim Verlöschen eines Lichtes in der Dunkelheit beobachtet*; Geschmacks- und Geruchsphotismen kann ich mit Ausnahme eines einzigen Falles mich nicht erinnern, je gehabt zu haben, ebenso wenig Phonismen.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß ich jedes musikalischen Gehörs bar, schon in früher Jugend einen stark ausgeprägten Farbensinn zeigte, der mir eine Quelle großer Lust war. Stundenlang konnte ich mich mit dem Ordnen von bunten Glasperlen, verschiedenen Wollfäden beschäftigen, ohne des Spiels müde zu werden; Christbaumbehang und -kerzchen verteilte ich nach den Farben der einzelnen Stücke, da Mama nach meiner Ansicht darauf zu wenig Sorgfalt verwendete. Eine mir häßlich erscheinende Farbe eines Kleides wirkte auf mich so nachhaltig, daß ich, gehörte sie einem meiner eigenen Kleidungsstücke an, stets den ganzen Tag in der unliebenswürdigsten Laune war, wenn ich sie trotz meiner Abneigung tragen mußte. Personen von mir unsympathischer Haar- oder Hautfarbe oder derartigen Kleidern waren mir bewußter Weise dadurch verleidet, und Bücher zu lesen, deren Einband keine mir zusagende Farbe hatte, lehnte ich ab. Diese frühzeitige Entwicklung eines so ausgeprägten Farbensinnes fand seine Kehrseite im vollständigen Mangel an musikalischer Begabung.

Meine frühesten Erinnerungen bezüglich des Farbenhörens

* Diese Eigentümlichkeit stammt aus meiner Kindheit und hängt damit zusammen, daß in Mamas Schlafzimmer, das wir Kinder mit ihr teilten, wegen ihrer Kränklichkeit nachts ein Lämpchen brannte. Erlosch dieses oder löschte es Mama in früher Morgenstunde, so fuhr ich jedesmal angstvoll aus dem Schlafe auf und warf mich solange ruhelos und ächzend herum, bis ich mit meiner Bettdecke und meinem Kissen mich zu Mama ins Bett legen durfte. Dieses nächtliche Aufschrecken mit dem Rufe »Mama, ich seh' nichts«, blieb mir noch viele Jahre nach ihrem Tode.

gehen in mein siebentes Lebensjahr zurück. Damals wurde ich daheim oft verspottet, wenn ich, unter dem Klavier sitzend, in den Resonanzkasten sang, um die »blauen« Töne zu hören; so bezeichnete ich die einmal gestrichene Oktave, insbesondere das a_1. Denselben Farbeneffekt aber rufen mir Wörter, die den Vokal a enthalten, hervor, welcher Eindruck durch die Verbindung des a mit l, ⟨r, x⟩ bedeutend verstärkt wird, so die Wörter »Schale, Kristall, Ball« etc. Nun war es gerade eine blaue Kristallschale, die in meinem 7. bis 8. Lebensjahre eine bedeutsame Rolle spielte; eine solche besaß nämlich ein alter Stabsarzt, der im selben Hause wohnte und sich arg gegen das kaum sechsjährige Kind verging. Diese blaue Schale fand ich stets mit Zuckerwerk gefüllt und oft lockte mich der leise Klang der Leckerbissen an der Kristallwand oder der des silbernen Fußes, trotz Verbotes meiner Eltern zu dem alten Lüstling in die Veranda zu eilen. Ob ich nur des Zuckerwerks halber, das wir Kinder auch zu Hause oft genug bekamen, mich bei ihm einfand oder ob mich auch sein Tun, das über eine gewisse ängstliche Grenze nicht hinausging, lockte? Ich kann mich dessen nicht mehr entsinnen, doch sicher ist, daß mir aus jener Zeit die Erinnerung an die ersten eigenen onanistischen Akte — Klettern an glatten Baumstämmen — geblieben ist. Und gerade damals suchte ich die blauen Töne des Klaviers. Das Verbergen unter demselben mag wohl eine Symbolhandlung für den heimlichen Aufenthalt in der Veranda gewesen sein, und wie ich dort mit roten Wangen hervorkroch, so dürfte ich oft ebenso vom Stabsarzte zu Mama zurückgekommen sein. Eine weitere Beziehung zwischen der blauen Schale mit dem Silberfuß und dem blauen a_1 des Klaviers zeigt mir die Erinnerung, wie gerade zur Zeit meiner sexuellen Aufklärung ⟨in meinem elften Lebensjahre⟩ die a_1-Saite unseres Klaviers gerissen war und erneuert wurde, und daß ich mir die Überreste derselben ausbat; sie war mit feinem hellglänzenden Draht umsponnen, den ich abwickelte und als Halsketten für die Puppen, aber auch als Strumpfbänder für mich selbst verwendete und sie, die masochistischen Regungen der Kindesseele befriedigend, als Strafmittel benützte. Die neue a_1-Saite hatte längere Zeit hindurch einen stark metallischen Klang, der sich mir, an die scharfen Befehle meines Papas mahnend, fest einprägte. So wurde das a_1 der einzige Ton, den ich bei kleinen Gehörübungen in der Klavierstunde erkannte. Dieser Unterricht war nun überhaupt meine Schwäche und Qual und ich suchte die Stunden auf alle mögliche Art, wohl hauptsächlich unter dem Vorwande physischer Bedürfnisse abzukürzen. Besonders haßte ich die »gelben« Töne der höheren Oktaven und der schwarzbraune Baß war durch seine Farbe auch nicht darnach angetan, meine Sympathie zu erwecken; oder vielleicht hatte ich dieselbe verdrängt; denn als ich den Baß einmal als »Klosett-Töne« bezeichnete, konnte mich die Entrüstung meiner Mama über meine Unanständig-

keit wohl zum Unterdrücken, nicht aber zum Vergessen des Anstößigen zwingen. Warum verband ich aber die mir unangenehmen hohen Töne mit Gelb? Dies knüpft an die von väterlicher Seite hereditäre Analerotik meiner Kinderjahre an. Nichts war Papa verächtlicher, als wenn einer Angst zeigte und er rügte solche Anzeichen bei uns Kindern mit der beliebten Wendung von der »gelben Furcht in den Hosen«. Da ich nun in Papa den Inbegriff aller Vortrefflichkeit sah, trachtete ich, Furchtäußerungen vor seinem scharfen, kaiserblauen Auge zu verbergen, um nicht das tadelnde Wort auf mich angewendet zu hören. Aus demselben Grunde unterdrückten meine Schwester und ich auch jegliches Schreien — i. e. die hohen Töne — bei einem Schmerz.

Als Zusatz zu der Blaufärbung des a ist noch zu erwähnen, daß gerade Blau — in Übereinstimmung mit beiden Eltern — meine Lieblingsfarbe war, und zwei kleine Freundinnen aus meinem sechsten, respektive neunten Jahre »Anna« hießen. Die erstere besaß ein Puppenklavier, dessen Klang mir noch in der Erinnerung metallisch blau vorkommt; die letztere einen in blauem Lichte phosphoreszierenden Ball, der mir in gleicher Weise wie das Puppeninstrument den lebhaften Wunsch nach Besitz weckte. Dazu kommt noch, daß mir die ältere Freundin das Märchenbuch »Tausend und eine Nacht« lieh, in welchem die Geschichte »Aladins Wunderlampe« mit einem in blauem Ton gehaltenen Transparentbilde ausgestattet war, einem Buchschmuck, der sich in keiner meiner eigenen Märchensammlungen fand. So knüpften sich gerade an das a so viele Erlebnisse und Wünsche meiner Kindheit, die wieder irgendwie mit der Farbenempfindung Blau zusammen auftraten, daß es nicht Wunder nimmt, daß die Assoziationen habituell wurden.

Das e ist häufig ohne Farbenvorstellung; erfolgt eine solche, dann ist sie ein fahles Gelb bis Braungelb. Vielleicht rührt dies zum Teil von den gelben Sägespänen* her, die sich als letzter Gewinn bei meinen »ärztlichen Untersuchungen« an Puppen ergaben. Daß dabei sexuelle Dinge das Ziel meines Forschens waren, glaube ich wohl annehmen zu dürfen, zumindest war es eine unbewußte Betätigung der Urethral- und Analerotik; darauf deutet hin, daß ich dieses Spiel immer heimlich trieb und mir dasselbe, vermutlich wegen erklärender Begleitworte, verboten wurde. Auch spielte in meinen Kindertagen ein im Garten befindlicher Lehmhaufen, den ich gern nach den Spuren unserer Katzenfamilie durchforschte, eine große Rolle.

Wie selbstverständlich es dem farbenhörenden Kinde erscheint, dies Phänomen als allgemein vorkommendes zu betrachten, zeigt mein Verhalten gegen das bekannte Winterlied, dessen zweite Strophe mit den Worten beginnt: »E, e, e, nun fällt der erste Schnee.« Wurde dieses Lied in der Schule ⟨zweite Volksschulklasse⟩ gesungen,

* Kindern wird der Unterschied in der Aussprache von e und ä häufig erst spät, oft nur bei absichtlicher Hervorhebung bewußt.

so konnte ich nie den ärgerlichen Gedanken unterdrücken, das gelbe »e, e, e« und das Wort »Schnee« passe doch gar nicht zu dessen weißer Farbe.

Das i erscheint mir hellgrün bis gelbgrün. Wir hatten bei unserem Wohnhause einen großen Garten mit einer Wiese, auf der ich allerlei Erlaubtes und Verbotenes, i. e. Sexuelles trieb. Insbesondere kletterte ich gern an dem glatten Stamm eines Kirschbaumes mit möglichst entblößtem Körper, wobei ich mich so lange anpreßte, bis mir Hören und Sehen verging. Wenn Mama einmal mein Tun bemerkte, verwehrte sie mir dieses Vergnügen mit den Worten: »Du, du bist auf dem Kirschbaum, geh' augenblicklich herunter!« An einem Birnbaum hatte ich wieder eine Schaukel, auf der ich auch manche sexuell vergnügte Stunde verbracht, bis eines Tages — vermutlich auf Papas Anordnung — die Schaukel verschwunden war. Auf der Wiese unseres Gartens tollte auch manchmal abends Papa mit uns Kindern herum, kitzelte uns, besonders mich, unter den Armen und Knieen; diese Wendung des Spiels war mir eigentlich nicht angenehm, da es fast jedesmal mit einem Verdrusse endete, wenn ich ungebärdig mit den Beinen herumschlug und in den höchsten Tönen quietschte, sobald mir das Kitzeln zu viel wurde. Dabei hatte ich sicher auch gewisse Lustgefühle, wie ich überhaupt in meiner Kindheit eine starke Hauterotik gezeigt haben mag; erinnere ich mich doch jetzt noch des eigentümlichen Gefühls, das mir ein Streicheln der Haut an den Armen oder dem Halse verursachte, und daß ich es sehr liebte, von meiner Schwester an den Fußsohlen gestreichelt zu werden; dies ließ ich mir so lange machen, bis es mir vor den Augen grün wurde, gleich der Wiese, auf der Papa mich gekitzelt hatte. Große Bedeutung kam in meiner Jugend einer in der Nähe unserer Wohnung gelegenen Privat-Irrenanstalt zu, an welcher ein schmaler Heckenweg vorbeiführte, der mir streng verboten war, da ich stets im Schlafe aufschrie oder bei Tag sehr aufgeregt war, wenn ich dort gegangen. Denn erstens ging ich diesen Weg nur heimlich, hatte also immer Angst, ertappt zu werden, ferner erfolgte gerade auf diesem Umweg nach Hause meine Einführung in das Sexualgebiet durch eine Schulkameradin und endlich beobachteten wir durch die Spalten des Zaunes des Irrenhausparks eine irrsinnige Französin, die in einem kleinen Nebenhäuschen untergebracht, dort an dem Fenstergitter rüttelte, unaufhörlich Drohungen ausstieß und gellend nach einem »Richard« schrie, was uns Kinder, die wir uns eben mit dem Problem von »Mann und Weib« intensiv zu beschäftigen begannen, höchlich interessierte. Der Eindruck des schrillen Schreiens war so nachhaltig, daß ich es noch heute, wenn ich diesen grünen Heckenweg gehe, zu hören vermeine.

Wörter, deren Stammsilbe den Vokal o enthält, sind mir rot bis schwarz koloriert.

Auch hier stellt sich ein Zusammenhang mit sexuellen,

respektive erotischen Dingen heraus. In die Zeit, da ich lesen lernte, in mein siebentes Lebensjahr, fielen die ersten Angriffe des früher erwähnten Stabsarztes. Nun erinnere ich mich eines Vorfalles im Garten, der mich die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Genitalien ahnen ließ, indem ich aus der o-förmigen Öffnung seiner Hand plötzlich etwas Rotes lugen sah. Wenn mir auch der richtige Zusammenhang fehlte, da ich keinen Bruder hatte und auch sonst in unserer Familie kein einziger Knabe verkehrte, so fühlte ich doch instinktiv, daß es sich hier um etwas handle, »was man niemandem sagen dürfe«. Von da ab füllte sich mir die Rundung des Buchstaben o mit dieser Farbe; durch Assoziation zwischen Lautzeichen und Laut übertrug sie sich natürlich auf diesen. Die Länge desselben, sowie die benachbarten Konsonanten variierten die Farbe vom hellen Rot bis zu rötlichem Schwarz. Daß das o auch so dunkel erscheinen konnte, hat allerdings noch einen besonderen Grund. Als ich die zweite Volksschulklasse besuchte, sah ich auf dem Heimweg aus der Schule aus einem sonst stets geschlossenen großen Tor, das in eine dunkle Einfahrt führte, zwei Männer im Streite rennen; der eine mit fliegendem roten Halstuch hielt ein blutiges Messer in der Hand; der ganze Menschenstrom wälzte sich durch die Straße, in der wir wohnten, und zitternd und weinend bat ich meine bei uns wohnende Tante, deren Lieblingsnichtchen ich war, sie möge ja nicht wie sonst um diese Stunde aus dem Hause gehen. Alles Zureden und Beschwichtigen, daß dieser Mann doch Tante nichts tue und wohl schon längst arretiert sei, war vergebens. Dieses große Tor war von da ab für mich mit tief dunklem Rot und Schwarz verknüpft und so oft ich das Wort »Tor« hörte, hatte es, selbst in seiner zweiten Bedeutung gebraucht, die bestimmte Farbe. Ja, es wurde für mich ein stark rotes Gesicht direkt ein Kriterium eines törichten Menschen; daher stammt wohl auch zum Teil meine kindliche Ansicht, geistig bedeutende Menschen müßten blaß sein, was natürlich auch andere infantile Wurzeln hatte, so die Autorität der Eltern, die beide von bleicher Gesichtsfarbe waren und den Autoerotismus, dem die eigene Blässe höchst interessant schien. Schließlich hörte ich in der Zeit meiner sexuellen Aufklärung ⟨zwischen zehn bis elf Jahren⟩ durch Mitschülerinnen von den physischen Vorgängen im Leben des Weibes und das Wort Periode und ein hiefür häufig gebrauchter Volksausdruck ⟨das Monatliche⟩ lieferten der assoziierten Vorstellung »rot« für o neue Nahrung. Überdies gab es gerade damals in der Familie meiner kleinen Freundin eine Hündin namens Flora, die wiederholt des Vaters Bett mit Blut besudelt hatte.

Das u ist in Schrift und Laut durch braune Photismen charakterisiert. Hier zeigt sich wieder die starke Betonung der Analerotik im Leben der Kinder. Es ist eine ziemlich allgemeine Gepflogenheit von Müttern und Pflegerinnen, den Abgang von Darmgasen der Kleinen mit dem Worte »Puh« zu begleiten; da das

gewöhnlich zugleich mit der Defäkation stattfindet, so wird die Farbe der Exkrete einfach an jenen anderen Vorgang assoziiert. Da unserer Kinderstube der Ausdruck Lulu ⟨für Urinieren⟩ fehlte, so ist es leicht erklärlich, warum das u nur an Braun, nicht etwa an Gelb gebunden erscheint. Von den Geräuschen bei der Verrichtung der Bedürfnisse wurde dann die Farbe auf ähnliche Schalleindrücke, so das Heulen des Windes ⟨hier liegt vielleicht auch noch eine begriffliche Assoziation vor infolge der Bezeichnung der Darmgase als »Winde«⟩ übertragen, auch Knistern von Papier und andere unangenehme Geräusche erzeugten mir braune Photismen und so kam ich dazu, in dem landläufigen Ausdruck »Es läuft einem kalt über den Rücken« das Wort »kalt« durch »braun« zu ersetzen. Endlich entsinne ich mich eines sonderbaren Gedankens, der sich mir als 18jähriges Mädchen blitzartig aufdrängte, als ich zum ersten Male eine voll entblößte üppige Frauenbrust beim Säugen eines Kindes sah; »Mutterbrust«, dachte ich mir da, »paßt wirklich ausgezeichnet. Die zwei u für die beiden braunen Flecken«. Diese Gedankenkette zeigt so recht deutlich, wie auch der erwachsene Farbenhörer geneigt ist, das Phänomen bei allen Individuen vorauszusetzen. Hieher gehört noch ein Erlebnis aus meinem 11. Jahre. Papa hatte J. Scherrs »Germania« angeschafft; ihr Inhalt ließ mich ziemlich kalt, bis ich darin eine Stelle aus Wolfram von Eschenbachs Parzifal fand:

»Die Königin ohne lange Wahl
Nahm das rot braune Mal
Ihres Brüstleins Zutscherchen
Und schob es in sein Lutscherchen;
Selber wollt' ihm Amme sein,
Die ihn trug im keuschen Schrein«.

Die wichtige Miene, das bedeutsame Augenzwinkern und heimliche Lächeln machte Mama bald aufmerksam, was plötzlich mein Interesse an diesem Werk wachgerufen, und sie entzog es mir.

Zur Erklärung der Farben der Trüblaute fehlt mir jede Erinnerung; ich glaube übrigens, daß ihr Kolorit ursprünglich mit dem der ihnen ähnlich klingenden Reinlaute, beim geschriebenen Wort hingegen eine besondere Farbe annahmen, die sich dann auf den prononziert gesprochenen Laut übertrug.

Die Diphtonge aber besitzen wieder ihre selbständigen Photismen.

Das ei und auch das ai ⟨bei nicht stark prononzierter Aussprache⟩ rufen die Vorstellung gelb hervor. Diese Farbe ist weit entschiedener und heller als das Gelb des e. Vor allem mag wohl dieses Kolorit von einer obszönen Bezeichnung für die Defäkation herstammen, die ich als Kind für mein Leben gern gebraucht hätte. Das bestbehütete Kind hat Gelegenheit, solche Ausdrücke zu hören und je strenger das Verbot, sie anzuwenden, desto größer ist natürlich das Verlangen darnach. Als Kind gelegentlich an Ver-

dauungsbeschwerden leidend, erhielt ich öfters Irrigationen, zu welchen ein Ansatzstück aus gelbem Bein verwendet wurde. Wenn nun Papa die gelben Bernsteinmundstücke seiner Pfeifen und Zigarrenspitzen in den Mund steckte, dachte ich jedesmal an die andere Prozedur und oft belustigte ich mich mit meiner Schwester darüber. Und so wurde die gelbe Farbe ein jedem Worte mit ei inhärentes Merkmal. Übrigens glaube ich, daß gerade die Verknüpfung von ei mit gelb bei so vielen Personen vorkommt, dürfte auch immerhin auf eine begriffliche Assoziation hinweisen. Es ist auffallend, daß gerade dieses Photisma in mehreren Fällen als »gesprenkelt« angegeben wird. Vielleicht ist es deshalb so vielfach übereinstimmend, weil doch das Ei für jedes Kind frühzeitig der willkommene Anlaß zu sexuellen Fragen ist.

Wie ich schon bemerkte, schließt sich der Laut ai bei wenig sorgfältiger Aussprache bezüglich des Kolorits an das ei an. Anders in der Schrift, hier tritt ein helles Blau links vom Gelb auf. Diese eigentümliche Aufnahme der beiden Zwielaute ist wohl ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Synopsien aus recht frühen Jugendjahren stammen. Denn einen so starken Unterschied in den zwei Lauten macht nur das Kind und auch dieses nur zur Zeit seines ersten Leseunterrichtes, wo es die Bestandteile der Zwielaute noch häufig getrennt sprechen will, bis ihm erst in späterer Zeit gelingt, dieses Bild als Zeichen für einen Laut zu erfassen.

Das **eu** und häufig auch das **äu** ⟨als Laut⟩ erregen mir die Farbe dunkelrotbraun. Auch hier liegt eine Verknüpfung mit dem sexuellen Gedankenkreise des Kindes vor. Eine stark masochistische Ader veranlaßt mich oft, mich im Spiele in die Rolle von Kindern zu versetzen, die von überstrengen Eltern bis aufs Blut geprügelt werden, ich nannte dies »Durchbläuen«. Auch freute ich mich tatsächlich an kleinen Wunden, die ich mir bongré, malgré zugezogen hatte. Durch diese Neigung erklärt sich zum Teil meine große Vorliebe für Katzen, von denen ich mich kratzen und beißen ließ, nach Herzenslust für beide Teile. Die rotbraune Borke rieß ich dann ab und nannte das: »ich mache mir eine Freude«, gleiche Lust bereitete mir das Spiel mit den Katzen. Hinterdrein ließ ich mich gern von Mama bedauern und schöpfte aus ihren Liebkosungen abermals Freude. Und ich kenne heute noch kaum ein zweites Wort, das mit seinem Klange oder seinem Schriftbild so kräftig die rotbraune Farbe erzeugt, wie das Wort »Freude«.

Für die blaugraue Färbung des **au**, sowie für das bräunliche Kolorit von **m** und **n** weiß ich keine Erklärung. Den übrigen Konsonanten fehlt, wie ich in der Übersicht bemerkte, eine eigene Farbe. Einige, besonders das **l**, ziehen das Farbenbild des Vokals in Wellen aus. Betreffs dieser Eigentümlichkeit wurde mir die Vermutung rege, daß hier das Tun des schon erwähnten alten Paidophilen eine Rolle spielt. Ein einzigesmal versuchte er, die Hand des Kindes an seinem Membrum entlang gleiten zu lassen.

Schrie ich ob der neuen Tastempfindung oder störte ihn anderes, kurz, es kam zu keiner Wiederholung. Aber ich weiß, daß mir noch lange nachher das Ausklingen einer Glocke und Gläserklingen jene Szene ins Gedächtnis zurückrief. Vielleicht hat die Kristallschale geklirrt, als ich mich losreißen wollte. Irgendwie muß die lang gleitende Bewegung eine Verknüpfung mit jener Kristallschale erfahren haben; denn es erscheint eigentümlich und ein wenig sinnlos, daß ich mir in meiner Kindheit lange Zeit Kristalle nicht anders als langgestreckt vorstellen konnte, obgleich ich zu Hause Gelegenheit hatte, mich an einer Mineraliensammlung zu überzeugen, daß es auch recht breite Kristalle gebe. Daß gerade meine blauen Photismen so häufig in Form von Flammengebilden auftreten, dürfte wohl in dem bekannten Phallus-Symbol, der Flamme, seine Erklärung finden und an die eben erwähnte Szene anknüpfen.

Unter den Wortphotismen macht einzig der Name Gisela eine Ausnahme, indem derselbe, unabhängig von den Vokalfarben, hell violett erscheint. Dazu folgendes: Meine Eltern besaßen eine Photographie der kaiserlichen Familie, worauf ich mir viel zugute tat, da ich mir nicht ausreden ließ, Papa hätte sie vom Kaiser selbst erhalten. Erzherzogin Gisela trug auf dem Bilde ein hell- und dunkelgestreiftes Kleid, das mich lebhaft an ein ähnliches violettes von Mama erinnerte, Grund und Vorwand genug zur Identifikation. Da noch überdies das Photographienalbum, in dem sich das Bild befand, in hellviolettem Samt gebunden war, waren alle Bedingungen gegeben, um den Namen Gisela an diese Farbe zu fixieren.

Die Assoziation von Farben und ganzen Musikstücken stammt nicht aus der Kindheit, da ich Melodien infolge meiner schlechten musikalischen Begabung nicht behalten konnte; diese Verknüpfung erfolgte erst in späteren Jahren, entbehrte aber da nicht des erotischen Hintergrundes. So kolorierte ich das Schumannsche Jägerlied in schönstem Blau, als ich mit 16 Jahren mich lebhaft für den Bräutigam meiner Schwester — einen Landwehroffizier mit blaugrauer Uniform — interessierte. Und aus ähnlichen Gründen nahm Beethovens »Lenore« ihr rot-schwarzes Kolorit an. Dagegen führt das Photisma der blaugrauen Perlenschnüre zu Beyers «La pluie de perles« an die Grenze zwischen Kinder- und Mädchenjahren. Nach dem Tode meiner Mama fiel mir beim Ordnen ihres Nachlasses ein silbergefaßter Rosenkranz aus grauem Sandelholz auf, der schon seit vielen Generationen sich in ihrer Familie vererbt hatte, für mich ein hinreichender Grund, mein größtes Interesse zu erwecken. In dieser Zeit lebte ich in meinen ersten religiösen Zweifeln und empfand noch nachträglich schmerzlich die Verschiedenheit der Ansichten meiner Eltern auf diesem Gebiete. Als später einmal meine Schwester das genannte Musikstück spielte, erinnerte ich mich, es auch von Mama gehört zu haben und da flog mir der Gedanke durch den Kopf: »Mama hat da eigentlich ihren eigenen Rosenkranz ‹den »schmerzhaften«› gespielt. Und so

blieb mir »La pluie de perles« verknüpft mit den grauen Kügelchen der Gebetschnur.

Den Instrumenten weise ich ganz bestimmte Farben zu, deren Nuancierung durch Höhe, Stärke und Klangfarbe der Töne bedingt wird. Daß ich gerade dem Klavier meine Lieblingsfarbe Blau zueignete, geht außer aus den genannten Gründen noch daraus hervor, daß, wenn Mama, eine vortreffliche Klavierspielerin, sich diesem Vergnügen widmete, auch ich dem meinen, allerlei verbotenen Dingen, nachging, ja dieselben gern unter dem Klavier trieb, daß mir also dieses Instrument wegen der Lust, die ich mir in seinem Schutz gelegentlich verschaffte, ebenso lieb war, wie die blaue Kristallschale. Das Klavierspiel verursachte mir besonders im Blau und Gelb stets Flammenbilder, auf deren Bedeutung ich schon hinwies. Ob mir der Klavierkasten als Symbol des mütterlichen Leibes erschien und ob das fortwährende Bemühen, die blauen Töne aus ihm herausquellen zu sehen, als Symbolbehandlung des Lauschens auf die Verrichtung der körperlichen Bedürfnisse bei Erwachsenen anzusehen ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Immerhin muß irgend ein Zusammenhang zwischen Klavier und Klosett bestanden haben, wie aus der Bezeichnung »braune Klosett-Töne«, die ich doch gewiß von niemandem anderen gehört hatte, hervorgeht. Dies gelbe Kolorit der hohen Töne des Klaviers hängt, wie ich glaube, mit der früher besprochenen Ablehnung jeder Furchtäußerung seitens meines Papas zusammen. Gerade im Zustande der Angst ist häufig das Sprechen der Kinder sehr leise, d. h. sehr hoch, und steigert sich dieser Affekt, so wird aus dem hohen Flüstern ein Schreien im höchsten Diskant, wobei im zarten Kindesalter nicht selten ein kleines Malheur passiert. Anderseits schreit das Kind gerade dann am stärksten, wenn ihm ein solches zugestoßen, nach hilfreicher Hand, so daß die Erklärung der Verknüpfung von Gelb mit hohen Tönen wohl nicht gesucht erscheinen kann. Eine ähnliche Assoziation liegt wahrscheinlich auch in jenen Fällen von Sensibilitätsphotismen* vor, in welchen Bauchschmerzen mit Gelb, Braun bis Grün, Kolik mit der Vorstellung von hellgelben, roten oder braunen Kugeln verbunden sind. Auch hatte ich die Gewohnheit, in zärtlicher Stimmung meine Stimme künstlich in die höchste Lage hinaufzuschrauben, besonders wenn ich die jungen Kätzchen bedauernd liebkoste, sobald sie in der üblichen Weise zimmerrein gewöhnt wurden.

Die Geige, als in der Klangfarbe dem Klavier und der menschlichen Stimme am nächsten verwandt, zeigt in der Färbung ihrer Töne auch die mit ihnen übereinstimmende Nüancierung; der bläuliche Untergrund aller auf der Violine gespielten Musikstücke rührt von folgendem her: So lange Mamas Gesundheit es erlaubte, musizierte sie im Winter allwöchentlich einmal abends mit

* Bleuler und Lehmann, l. c. Anhang.

einem Violinspieler; diese Abende liebten wir Kinder sehr, weil wir da der steten mütterlichen Aufsicht entronnen waren. Unter dem Vorwande, dem Vortrage besser lauschen zu können, saßen wir im selben Zimmer, in dem musiziert wurde, beim Fenster und tuschelten mit einander — natürlich von sexuellen Dingen. Da die Klavierlampen einen großen Teil des Zimmers im Dunkeln ließen, wirkte hier das Mondlicht mit seinem bläulichen Glanze und der Lichtreflexe der Schneemassen im gegenüberliegenden Park stark auf unsere Phantasie und hüllte die Töne der Geige für mich in ein durchsichtiges Blau.

Aus welchen Gründen sich diese Photismen auf die Flöte übertrugen, weiß ich nicht anzugeben; sicher aber stammen sie ebenso wie die des Waldhorns erst aus viel späterer Zeit, letztere zirka aus meinem 14. Lebensjahre. Damals hörten wir oft abends aus dem Dunkel des Nachbargartens die Klänge eines solchen. Meist waren es Liebeslieder, welche der unbekannte Musikant ungesehen blies. Die Pubertätssehnsucht, etwas Großes, Unbekanntes zu erleben, fand in dieser Zeit ein konkretes Ziel in den neidvollen Gefühlen auf einige um weniges ältere Mädchen unseres Bekanntenkreises, denen die Eltern gestatteten, ohne Aufsicht in Park und Wald promenieren und flirten zu gehen. Der Wald des Kahlengebirges aber mit seinem blaugrünen Schimmer war die Sehnsucht meiner frühen Kinderjahre. Er erschien mir als etwas so Wunderbares, daß ich keine Gelegenheit versäumte, ihm vom Bodenraum unseres Hauses wenigstens mit den Augen grüßen zu können. Dabei sang ich gern all jene Lieder, in denen ich halb unbewußt das Erotische ahnte, wie »Ich schnitt es gern in alle Rinden ein« und dann Lieder von Todessehnsucht, so »Den Wanderer in der Sägemühle«, »Abschied«, »O hast du noch ein Mütterchen«. Und mit den Klängen verwob sich der blaugrüne Duft, der über dem Gebirge lag, und assoziierte sich dann den Tönen des Waldhorns. Der blaugrüne Hintergrund derselben zeigt stets das Schillern von Pfauengefieder; auch dies knüpft an einen Kinderwunsch. Solches zu bewundern hatte ich nämlich von meinem 6. bis 12. Lebensjahre Gelegenheit, da in der Nachbarsvilla ein Pfau gehalten wurde, der gegen Abend gern auf dem Dache eines Gartenhäuschens herumstolzierte. Meine Kindersehnsucht aber, ihn einmal ein Rad schlagen zu sehen, erfüllte er niemals, weil er — wie mir erklärt wurde — traurig sei wegen seiner Einsamkeit. Als Vierzehnjährige fühlte ich mich nun eben so allein wie einst der arme Pfau und die Farbe seines Gefieders wurde mir zum Symbol ungestillter Sehnsucht.

Orgel- und Harmoniumtöne weisen in allen Lagen einen schwarzblauen, respektive braunen Unterton auf. Ich erinnere mich recht gut, daß ich in meiner Kindheit mit dem Orgelklang die Vorstellung verband, beim Treten der Blasebälge rinne unten irgend eine dunkle Flüssigkeit heraus, vielleicht in Übertragung von der Muskelanstrengung bei der Defäkation. Aller-

dings erschien mir die aus der Orgel gepreßte Flüssigkeit schwarzblau, die aus dem Harmonium kommende braun; da ich Darmgasen diese Farbe beilegte, so mag wohl auch diese Identifikation stattgefunden haben. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß das Auspressen der farbigen Orgeltöne eine Beziehung zu onanistischen Akten hatte, bei welchen es dem Kinde »schwarz vor den Augen« wurde, wenn es den Körper, insbesonders die Beine, an den Baumstamm preßte.

Übereinstimmend bezeichnen die Beobachtungen über Farbenhören die Töne von Blechinstrumenten als Gelb bis Orangegelb und Rot. In dem Leben jedes Kindes gibt es eine Zeit, wo ihm die Freude am Zusammenschlagen von Blechgeschirr und -Deckeln umso größer wird, je ärger der Spektakel, und ebenso treibt jedes Kind das Spiel, Sonnenreflexe mit solchen Gegenständen zu erzeugen, solange bis es ganz geblendet ist. Daß dem überlauten Spiele der Kinder der Drang nach Sexualbetätigung zugrunde liegt, ahnen viele Erwachsene und verwehren das allzu arge Geschrei nicht bloß aus egoistischen Gründen; das Starren der Kinder in ein grelles Licht dürfte vielleicht den Zweck verfolgen, sich ebenso alles vor den Augen verschwimmen zu lassen, wie dies bei masturbatorischen Akten eintritt. So mag es kommen, daß diese lustbetonten Sensationen zwei Sinnesgebiete zu einem Eindrucke verschmelzen.

Die menschliche Stimme erzeugt mir im Konversationstone nur ausnahmsweise Photismen. Etwas gebrochene oder bedeckte Stimmen erhalten mir leicht einen schönen blaugrauen Farbenton, jedoch tritt dies — vermutlich in Übertragung von meiner schwer kranken Mutter — stets nur bei Personen ein, die mir sehr sympathisch sind; bei diesem Photisma spielt nämlich die Stimmlage keinerlei Rolle, es ist unter den gegebenen Bedingungen für Mann und Weib dasselbe. Kreischende oder schnarrende Stimmen haben ein rotgelbes Kolorit, häufig in Flammengebilden. Wenn ich bei den kindlichen Fangspielen wie »Hexe« und dergleichen recht schrill aufschrie, pflegte Papa mich mit den Worten »Was schreist du denn, als ob du am Spieße stecktest« zur Ruhe zu mahnen, so daß ich eigentlich mich nie so recht nach Herzenslust austoben konnte, wenn Papa daheim war. Dieses Aufkreischen verband sich mit den sadistischen Vorstellungen »Hexenverbrennung«, »an dem Spieße braten« dauernd und es übertrug sich das Photisma in der Folge auf schrille Stimmen überhaupt.

Unter den Personen, die ich im Laufe der Jahre kennen gelernt, befand sich eine einzige, die, obwohl blind, mit dem Phänomen des Farbenhörens behaftet war. Es war ein zirka elfjähriges, seit seinem sechsten Lebensjahr erblindetes Mädchen, Zögling einer Blinden-Erziehungsanstalt, das meine Stimme als grün bezeichnete, mich das »Fräulein mit der grünen Stimme«, auch das »grüne Wiesenfräulein« nannte. Da ich damals selbst erst 18 Jahre zählte, vom Farbenhören als psychisches Phänomen wenig mehr wußte, als daß

ich um seinetwillen oft ausgelacht wurde, beachtete ich es nur insoweit, als mir dieses Kind infolge seiner großen Anhänglichkeit an mich und vielleicht auch wegen der gemeinsamen Besonderheit recht lieb war. Auch in der Anstalt wurde das Ganze mehr als Scherz oder kleine Verschrobenheit, denn als erforschenswerte psychische Eigenart aufgefaßt. Die Vermutung, daß auch hier Assoziationen aus der frühesten Jugend vorliegen, drängt sich mir auf, in Erinnerung an die spontane Frage des Kindes, als ich mich zum ersten Male mit ihm beschäftigte: »Sitzt denn das Fräulein, weil mir die Stimme so nahe ist?« und die große Enttäuschung, als es zur Einsicht kam, daß mir der hohe Wuchs, mit dem seine Phantasie mich ausgestattet, fehle. Wie ließen sich diese scheinbaren Ungereimtheiten, einem Menschen eine wiesengrüne Stimme und im Zusammenhang mit dieser eine hohe Gestalt anzudichten, anders erklären als durch assoziative Verknüpfung von Eindrücken aus der Zeit vor der Erblindung des Kindes? In dieser Anstalt befand sich ein 14jähriges Mädchen mit einer prachtvollen Altstimme, die oben erwähnter Kleinen blaugrün, mir hingegen rein stahlblau erschien, worüber das Kind oft ganz aufgeregt war, da es ihm ganz unmöglich war, das rein Blaue in der Stimme zu hören. Einen ähnlichen Fall von Affektäußerung berichtet Steinbrügge* von einer Dame, die seit ihrer frühesten Kindheit mit Zahlen, Eigennamen und Wochentagsnamen gewisse Farben assoziierte, während ihre Mutter, die gleichfalls Photismen hatte, eine andere Auswahl traf; diese Verschiedenheit wurde nun letzterer oft zur Quelle von Verdruß und Ärger, da sie nicht begreifen konnte, wie die Tochter bei diesen Vorstellungen andere Wege gehen könne als sie. Die kleine Ida in der Blindenanstalt wollte auch durchaus nicht zugeben, daß mir ihr Name grün erschien, indes sie ihn als »ganz weiß, glänzend weiß« bezeichnete.

Im Gesange treten die Photismen für die einzelnen Stimmlagen außerordentlich prononziert auf, ohne daß ich einen anderen Grund als Übertragung von den Tönen des Klaviers anzugeben wüßte; auch hatte ich als Kind wenig Gelegenheit, Gesangsvorträge zu hören und es erschienen mir solche, wie fast allen Kindern, wegen der im Gesange häufig verzerrten Gesichtszüge meist recht lächerlich. Einzig für das intensive Stahlblau von Altstimmen entsinne ich mich einer erotischen Beziehung. Eine ältere, sehr gereift aussehende Mitschülerin, die sich eines in der ganzen Schule berühmten Alts erfreute, war mir in meinem 13. Lebensjahr der Gegenstand zärtlicher Neigung und Bewunderung. Stahlblaue Augen zu haben wie sie, hätte mich glücklich gemacht und ihre Stimme bezauberte mich; es war eine richtige Schwärmerei mit allen Leiden der Eifersucht und allen Freuden erhörter Anbetung. Hier liegt übrigens noch eine eigentümliche Wortassoziation vor. Papa besaß

* Steinbrügge, l. c., pag. 18.

ein paar sehr alte Familienerbstücke von Hiebwaffen, darunter einen Hirschfänger mit feingeätzter Klinge; er pflegte dieselben von Zeit zu Zeit eigenhändig zu putzen, wobei ich immer sehr gern zusah, und mit lustvollem Grauen erfüllte es mich, wenn er die Klinge durch die Luft sausen ließ. Dieser Ton erschien mir stets im reinsten Stahlblau. Und so oft ich eine Altstimme hörte oder auch nur von einer solchen gesprochen wurde, mußte ich an die alte Stahlklinge denken.

Unter den fremden Sprachen, die ich selbst lernte oder mindestens Gelegenheit hatte, von anderen sprechen zu hören, steht an Deutlichkeit des Kolorits die englische obenan. Sie erscheint mir infolge der vielen Trüblaute matt blau-grau bis grau-braun, so dunkel wie ein recht grauer Nebeltag, Tage, die meine Mama in ihrer Jahre währenden Krankheit am meisten fürchtete, da sie durch sie gleicherweise ihr physisches, wie ihr psychisches Befinden gefährdet fühlte. Auch ich soll als Kind in meiner Laune sehr unter dem Einflusse solcher Nebeltage gelitten haben, so daß Mama mir oft vorwarf, ich hätte »einen Spleen wie die Engländer bei Nebelwetter«. Als ich in meinem 12. Jahre anfing, die englische Sprache zu lernen, herrschte in unserer Familie, da Mamas Krankheit so vorgeschritten war, daß auch wir Kinder wußten, ihre Tage seien gezählt, eine sehr gedrückte Stimmung, die mich stets an das traurige Halbdunkel katholischer Kirchen in der Karwoche mahnte. Und diese Depression fand für mich Ausdruck in jenen düsteren Farbentönen, die sich mir an die Wörter church, much etc. banden, während solche wie call, what etc. in dunklem Blaugrau festgehalten wurden. Sicherlich spielte dabei der gebrochene Klang der mütterlichen Stimme eine Rolle, umsomehr als Mama bis wenige Wochen vor ihrem Tode meine Lehrmeisterin im Englischen war. Dem hellen i bleibt auch in der englischen Sprache der grüne Farbenton gewahrt, so übersetzte ich als Kind zu Mamas großer Überraschung in einer kleinen Erzählung die Stelle »my sweet heart« konsequent mit »mein grünes Herz«.

Das Italienische, von Italienern selbst gesprochen, erregt mir die Vorstellung Rotgelb bis Orangegelb, genau wie die Töne von Blechinstrumenten. Dabei treten Flammengebilde auf, die dem Munde des Sprechers zu entströmen scheinen. Ist dies darauf zurückzuführen, daß Papa, wenn er von seinem langjährigen Aufenthalt in italienischen Garnisonen erzählte, die Italienerinnen stets als so feurig pries? Daß er damit auf Erotisches anspielte, entging dem sicheren Instinkte des Kindes nicht, und daß er oft mitten im Erzählen abbrach, machte die Neugierde, vielleicht auch unbewußte Eifersucht der heranwachsenden Tochter nicht geringer.

Im Französischen treten ähnliche Laut- und Wortphotismen, wie im Deutschen auf. Ein besonderes Kolorit, Blaugrün, zeigt das **oi**. Dieses Photisma übertrug sich nach vielen Jahren auf das οι der griechischen Sprache. Da ich diese erst als Erwachsene lernte, so

muß in erster Linie die gleiche Zusammensetzung bezüglich der Buchstaben eine Brücke zu den Assoziationen früher Kindertage gebildet haben. Im Schutze einer dunkelblaugrünen Bettdecke, die ich, unter das Bett kriechend, über mich zog, höhnte ich oft meine Schwester mit »oi, oi«, wenn sie im Streite mit mir den kürzeren gezogen hatte. Diese kleinen Raufereien, in denen ich eifrig Nägel und Zähne gebrauchte, waren aber bei mir der Ausfluß der Eifersucht auf eingebildete Bevorzugung meiner Schwester durch die Eltern. Da aber oft auch meine Schwester von Mama zum Nachgeben aufgefordert wurde, hatte das »oi, oi« die Nebenbedeutung: »Bilde dir nichts ein, die Mama hat doch mich lieber, denn sie hat dir befohlen, vom Streit abzulassen.«

Die an Zahlen assoziierte Farbenvorstellungen sind zum größten Teile einfache Wortphotismen, so Dunkelrotbraun für 9, Gelbgrün für 7. Besonders betont ist das Blau für 8, was noch andere Ursachen als das einfache Vokalphotisma für a hat; sonst könnten nicht Zahlen, in deren Bezeichnung das a überhaupt fehlt, wie 72, 512 etc., sobald ich sie als Vielfache von 8 erkannt habe, das Kolorit der 8 annehmen. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß hier eine frühzeitige Assoziation zwischen dem väterlichen Verbote, zum Stabsarzt auf die Veranda zu gehen und der verlockenden blauen Kristallschale stattfand. «Nimm dich in acht,« war eine oft gebrauchte Warnung meines Papas und enthielt zugleich die Androhung einer Strafe, welche dann gewöhnlich nicht lange auf sich warten ließ. Dazu kam noch der strenge Blick seiner kaiserblauen Augen, der durch Kristallbrillen noch an Schärfe gewann. Endlich muß ich noch der zitternden Freude und Aufregung erwähnen, die mich als Kind jedesmals überkam, wenn Papa in meiner Begleitung der militärische Gruß von Wachposten oder größeren Truppenabteilungen durch das »Habt acht« zuteil wurde. Charakteristischerweise erscheint mir noch heute auf den Warnungstafeln »Achtung auf den Zug« das erste Wort auf blauem Untergrunde gedruckt. Es liefen also in dem Wort »acht« zahlreiche Fäden zusammen, die alle verknüpft waren mit der Vorstellung Blau.

In Übereinstimmung mit den meisten anderen Farbenhörern liefern Geräusche auch mir vorzugsweise graue und braune Photismen verschwommenen Charakters, so erscheint mir das Knarren von Rädern graubraun, ebenso das Heulen des Windes; dies dürfte wohl zum Teile doch begrifflicher Verschmelzung zuzuschreiben sein, wenn auch gewisse Assoziationen sexueller Art — Winde = Darmgase — mitspielen können. Daß mir das Kratzen von Schreibfedern die Vorstellung »schmutzig — Graugrün« hervorruft, geht auf meine kindliche Naschhaftigkeit zurück, durch die ich wiederholt ein Glas eingemachter Früchte, welche ich heimlich mit einem schon gebrauchten Messer herausstach und kratzte, verdarb; infolge des lässigen Verschlusses, den ich in der Eile nur anlegen

konnte, bildete sich graugrüner Schimmelpilz. So nützte mir das wiederholte Leugnen, wenn Mama das Geräusch des Messers an der Zuckerkruste hörend, vom Nebenzimmer rief: »Du, du naschest Eingesottenes« nichts, denn der graugrüne Belag war ein deutlicher Schuldbeweis. Mit Kratzen der Feder und eifrigem Suchen nach solchem Schimmelpilz in der Tinte störte ich auch oft genug den häuslichen Unterricht in der französischen Sprache, sowie gelegentlich die Schulstunden, und freute mich immer innig, wenn ich meinen Zweck, eine Unterbrechung des Lernens, damit erreichte. Zu den lebhaftesten Geräuschphotismen gehört endlich die Verknüpfung des Graubraun mit dem Knattern von Gewehrfeuer, speziell bei der Abgabe von Ehrensalven bei militärischen Begräbnissen. Hier bin ich mir des Assoziationsvorganges deutlich bewußt. In meinem 22. Jahre nahm ich mit Papa an dem Begräbnisse eines Offiziers — des Vaters meiner Freundin — teil, als die Ehrensalve ertönte, hatte ich die klare Empfindung, Papa liege im Sarge, gleichzeitig stellte sich mit der Farbenvorstellung Graubraun — dies ist für mich der einzige Fall von Geschmackphotismen — ein bitterer Geschmack an der Zunge ein. Einen Augenblick später war die Trugwahrnehmung verschwunden. Diese Farbenbeziehung weist deutlich auf einen unterdrückten Kinderwunsch hin. Oft malte ich mir als Kind aus, wie Papa mit vollem militärischen Kondukt begraben werde, wie sich die Generäle — gelegentlich sogar der Kaiser — unser annehmen und wie wir jede Hilfe ablehnen würden, mit dem stolzen Bemerken, Papa hätte hinreichend gesorgt für uns. Anderseits war mir der Knall eines Schusses das gefürchtetste Geräusch, da ich immer in der Angst lebte, Papa könnte sein oft gebrauchtes »Eine Kugel vor den Kopf, und alles hat ein Ende« zur Wahrheit machen.

Freilich lag auch dieser übergroßen Furcht der heimliche Wunsch zugrunde, mit einer zeitweiligen oder dauernden Abwesenheit des strengen Vaters eine größere Ungebundenheit und Freiheit zu allerlei verbotenen Dingen zu erkaufen, begrüßten wir Kinder es doch stets mit Freude, zu hören, Papa sei einmal einen ganzen Nachmittag nicht zu Hause.

Es liegt also die Vermutung nahe, das Braun des beschriebenen Photisma als Farbe der Erde zu deuten, die, den Kinderwunsch erfüllend, den Vater decken sollte, während das Grau vielleicht an den Rauch der Kugel, die ihn aus eigener Hand träfe, mahnt. In dem oben erwähnten Fall dürfte wohl das Grau noch einer besonderen Quelle entstammt sein. Es war — wie ich mich noch heute erinnere — genau von der gleichen Nuance wie Papas grauer Militärmantel und vielleicht sollte diese Farbenverbindung dem einstigen bösen Kinderwunsch die Freude der erwachsenen Tochter »Gott sei Dank, Papa steht ja in seinem grauen Mantel wohlbehalten neben mir« gegenüberstellen. Daß ich als Kind tatsächlich allerlei Todeswünsche gegen meine Eltern gehegt haben muß, zeigt mir die Erinnerung an gewisse Spiele. So drapierte ich mich gern

in schwarze Schleier, wählte schwarze Zopfbänder und Halsmaschen mit dem heimlichen Gedanken, sie seien Zeichen der Trauer um die als verstorben imaginierten Eltern, welche Phantasien auch wahrscheinlich die Grundlage zu meiner späteren großen Vorliebe für Friedhöfe bildete. Ohne diese Beziehung zu verpönten Kinderwünschen bliebe das peinliche Gefühl unerklärlich, das mich befällt, wenn ich bei solchen Gängen mir bekannte Personen treffe.

In bezug auf die Farbenauswahl steht für mich die blaue an erster Stelle; es ist das einzige Photisma, dessen ich mir lustbetont bewußt werde. Wie ich schon erwähnte, war es die Lieblingsfarbe beider Eltern, besonders Papa liebte jene Nuance, die mit Louisenblau bezeichnet wird, was wieder auf den Vornamen meiner Mama führt. Endlich hatte Papa ausgesprochen blaue Augen und nur solche mochte ich an Puppen leiden. Und sicherlich blieb auch des Vaters dunkelblaue, wie des Stabsarztes hellblaue Uniform nicht ohne Bedeutung für das Kind.

Aus den Beobachtungen der Synopsien geht hervor, daß manche Farben eine allgemeine Zurücksetzung gegen andere erfahren, z. B. Violett. Vielleicht ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Farbe wegen ihrer Unentschiedenheit im Kindesleben eine geringe Rolle spielt, wie denn auch häufig von Erwachsenen die zu Blau neigenden Schattierungen direkt diesem, die rötlichen dem Rot zugesellt werden. Auch dem Grün soll nur eine beschränkte Teilnahme an dem Phänomen gewährt sein.

Ich glaube nun, daß die auswählende reinindividuelle Bevorzugung der Farben wie gewisser geometrischer Formen ‹Kegel-, Kugel-, Spitzenform› geradezu auf ein psychisch bedingtes Zustandekommen der Chromatismen und Diagramme hinweist.

Aus meinen eigenen Beobachtungen ergibt sich, daß das Weiß, das in den Photismen anderer recht häufig auftritt, bei mir vollständig ausgeschaltet ist, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Ablehnung auf gewisse Jugendeindrücke zurückführe. Zunächst vermied es Mama fast ängstlich, sich am Tage in der weißen Unterkleidung zu zeigen und ebenso wenig erinnere ich mich, Papa jemals in Hemdärmeln gesehen zu haben; nie lag ein Wäschestück irgendwo in der Wohnung herum. Endlich hatten beide Eltern eine starke Abneigung gegen offene Waschkasten oder gar Waschtische, so daß bei uns auch in der Kinderstube das weiße Waschservice stets verschlossen stand. Zu dieser, ich möchte fast sagen, hereditären Ablehnung des Weiß kommt noch ein kleines persönliches Erlebnis, das nachhaltig auf meine Psyche wirkte. In meinem 8. Lebensjahre zerbrach ich wenige Tage nach dem Christfeste ohne bösen Willen ein Tellerchen des weißen Puppenservices, das ich am Weihnachtsabend erhalten hatte. Papa war über meine »Zerstörungswut« so empört, daß er mir, als mittags die Mehlspeise aufgetragen wurde, auf meinem Teller die beiden zusammengefügten Scherben des zersprungenen Tellerchens legte, wovon ich nun die Speise essen mußte.

Viel zu sehr an stummen Gehorsam gewöhnt, als daß ich mich getraut hätte, sie unberührt liegen zu lassen, würgte ich sie hinunter; aber niemals konnte ich diese harte ungerechte Strafe vergessen und das weiße Puppengeschirr war mir von diesem Augenblick verhaßt. Nur wer sich selber solch kleiner Erlebnisse seiner Kindertage zu entsinnen weiß, wird verstehen, wie nachhaltig sie wirken. So wie bei mir die direkte Ablehnung einer Farbe stattfand, so berichtet Hennig von mehreren Fällen von Synopsien, in denen gewisse Zahlen geradezu perhorresziert, andere besonders bevorzugt wurden, indem sie vom Betreffenden personifiziert, mit unsympathischem oder angenehmem Äußern, bald männlichen, bald weiblichen Geschlechts vorgestellt wurden. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Ausdruck »eine böse Sieben«* auf solche Quelle zurückführt.

Wie gerade die Sieben wiederholt mit sexuellen und erotischen Dingen verknüpft wird, zeigt der in einigen Gebieten Schlesiens gebräuchliche Volksausdruck »jemand sehe aus wie ein grüner Siebner«, was ungefähr der Wendung »wie eine unreife Zwetschke aussehen« gleichkommt. Daß letzteres Wort häufig an Kinder gerichtet wird, die im Verdachte stehen, zu onanieren, ist bekannt.

Betreffs der Farbenauswahl zeigt sich aus den Aufzeichnungen der verschiedenen Autoren, daß, obwohl sich dieselbe rein individuell vollzieht, doch gewisse Farben prävalieren, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade Rot, Braun und Gelb eine Bevorzugung erfahren. Mögen immerhin nach der Young-Helmholtzschen Theorie physikalische und physiologische Gründe hiefür sprechen, so scheinen diese doch nicht alleinige Ursache der Sonderstellung der genannten drei Farben zu sein. Eben diese sind es, die im Sexualleben des Kindes die größte Rolle spielen. Bei der weit verbreiteten Gepflogenheit, kleine Kinder, ja oft noch solche von 9 bis 10 Jahren, das Schlafzimmer der Eltern teilen zu lassen, mit der überlegen lächelnden Bemerkung, ein so kleines Kind schlafe doch die ganze Nacht, merke also nichts vom sexuellen Verkehre der Eltern, verstehe ihn auch gar nicht, ist es nicht zu wundern, wenn dem scheinbar asexuellen Kinde aus Wahrnehmungen im Bette der Mutter die rote Farbe sich als etwas mit den nachts gelegentlich gehörten Geräuschen, wie Stöhnen, Knarren der Betten etc. im Zusammenhange Stehendes aufdrängt, woraus die nicht selten anzutreffende infantile Furcht, in nächtlichem Streite habe der stärkere Vater die Mutter bis aufs Blut verletzt, entspringt. Mag nun das Kind diesen Erlebnissen durch Fragen, die ihm immer

* J. u. W. Grimm geben für die Entstehung des Ausdrucks »eine böse Sieben« zwei Erklärungen. Nach der einen findet er seinen Ursprung in der Satire des 17. Jahrhunderts von Joachim Rachel, in welcher der Autor sieben Typen böser Frauen vorführt; nach der andern in einem Kartenspiel des 15. Jahrhunderts, bei welchem die siebente Karte des Teufels war. Wer könnte an einem sexuell-erotischen Zusammenhang zweifeln, wo es sich um Teufel und böse Frauen handelt?

unbeantwortet bleiben, auf den Grund zu kommen suchen, oder ist es der »guten Erziehung« gelungen, das Kind gewisse Gebiete als anstößig betrachten zu lehren, so daß es jede Äußerung der Wißbegierde vor den Eltern unterdrückt, so bleiben doch solche Eindrücke haften, ja, in letzterem Falle machen sie sich so breit, daß ihre Dauerverknüpfung mit anderen harmlosen Erlebnissen besiegelt ist. Ehe noch der sexuelle Forschungstrieb sich der Bedeutung der roten Farbe zuwendet, sind es vor allem die Farben der Exkrete, die des Kindes Aufmerksamkeit erregen. Die urethrale und noch viel mehr die anale Zone sind dem kleinsten Kinde schon eine unerschöpfliche Quelle sexueller Lust und es ist ganz natürlich, daß die dabei in Betracht kommenden Farben — man beobachte nur, mit welchem Wohlgefallen Kinder sich tatsächlich dieser Betrachtung widmen — für zum Farbenhören konstitutionell Disponierte zu Assoziationen besonders geeignet sind. Als Kehrseite dieser jugendlichen Vorliebe findet sich dann häufig bei Erwachsenen ein offenkundiger Abscheu gegen Braun und gewisse Nuancen des Gelb, nicht selten mit dem ausdrücklichen Beifügen, »es seien ekelhafte Farben«. Die psychoanalytische Forschung lehrt uns aber, daß späterem heftigen Ekel nichts anderes als infantile Sexuallust zugrunde liegt, welche dann durch Sitte und Herkommen diese Inversion erfahren hat. In den tabellarischen Zusammenstellungen von Bleuler und Lehmann finden wir bezeichnenderweise gerade dem Braun, Gelb, Grün ‹den Farben der Defäkationsprodukte› wiederholt den Zusatz »schmutzig« beigefügt, was doch wieder deutlich auf die genannten Gebiete weist.

Es wird von den Forschern, die sich mit den Synopsien beschäftigten, immer wieder betont, daß das Phänomen deshalb so schwierig zu erklären sei, weil in so vielen, ja fast in den meisten Fällen keine Erinnerungsspuren an das Zustandekommen der Synopsien zu finden seien, da diese ja in der frühesten Kindheit begründet wurden. Dies ist insoweit richtig, als bis vor zirka einem Jahrzehnt kein Weg existierte, der ein Schürfen in so tiefe Regionen des Seelenlebens gestattet hätte. Freud aber hat uns in der psychoanalytischen Methode das Mittel geschenkt, mit dessen Hilfe längst Vergessenes, Verdrängtes in dem Bewußtsein wieder geweckt wird und Erinnerungen bis zum zweiten Lebensjahre zurück wachruft. Und so erscheinen gerade jene Fälle von Farbenhören, die in den Berichten als »ganz unerklärlich« bezeichnet werden, demjenigen, der der modernen Richtung der Psychologie folgt, häufig recht klar und durchsichtig. Allerdings geht auch Hennig bei der Erklärung seiner und seiner Geschwister Synopsien an der Hand von Tagebuchblättern seiner Mutter auf früheste Jugenderinnerungen zurück, aber nirgends gestattet er dem Leser einen Einblick in Erlebnisse, die allein dem Kinde so lustvoll betont sind, daß sie Dauerverknüpfungen schafften, in das sexuelle und erotische Leben des Kindes. Er erzählt von zwei privilegierten Assoziationen, die seinem

Wochentags-Diagramme mit der sonderbaren Licht- und Schattenverteilung zugrunde liegen: »Der Montag erinnert mich zuweilen an ein Bild, das ich als kleiner Knabe besaß, ein Jägerhaus in einem dunklen Walde ⟨vielleicht rührt daher die besonders dunkle Färbung des Tages?⟩, der Grund dafür liegt darin, daß unter dem Giebel jenes Försterhauses eine kreisrunde Dachluke abgebildet war, welche mich, wie ich genau weiß, an den Vollmond erinnerte.« Bedenkt man nun, daß »Vollmond« für Kinder oft »Gesäß« bedeutet, anderseits alle Kinder heimlich dem Vergnügen fröhnen, an Tieren, besonders Hunden und Pferden den Anus zu betrachten, so wäre eine Lösung gegeben, die vielen zwar verpönt erscheint, dem Seelenleben des Kindes aber recht gut entspricht.

Es würde zu weit führen, wollte ich all jene Fälle, für die wenigstens der Zusammenhang mit dem Jugendleben vom Autor selbst angegeben wird, einer psychoanalytischen Prüfung unterziehen; nur einige prägnante Beispiele möchte ich anführen. Hilbert* erzählt von einem gesunden, kräftigen und intelligenten Herrn von 22 Jahren, der ihm berichtet, er habe, so weit er nur zurückdenken könne, seit seiner frühesten Jugend fast täglich folgende Beobachtung gemacht: Sobald er sich im Stadium des Einschlafens befände ⟨gleichgiltig, ob bei Tag oder Nacht⟩ und zufälligerweise die Wanduhr zu schlagen beginne, so habe er bei jedem Schlag die Empfindung eines schön rosa gefärbten Flammenbüschels von kegelartiger, deutlich und scharf bezeichneter Gestalt. Die Richtung dieses Flammenbüschels verlaufe im gemeinsamen Gesichtsfelde schräg von oben rechts nach unten und links. Das dünnere Ende sei unten, das dickere oben gelegen. Die scheinbare Länge betrage etwa einen Fuß. Es erscheine wie eine Verzierung der Uhr. Diese Empfindung trete zu keiner Zeit als liegend und im Halbschlafe auf. Im Wachen habe er nie etwas Derartiges beobachtet. Weiter ließen sich absolut keine Doppelempfindungen nachweisen, sie traten also nur in einer Zeit auf, in welcher sich das Gehirn im Zustande der Ruhe befindet. Das ist die Eigentümlichkeit, welche diesen Fall von allen bisher beschriebenen unterscheidet. Ist schon das Flammenbüschel selbst als Phallussymbol nicht zu verkennen, so sind die weiteren Angaben — die Farbe »schön rosa«, sowie die Stellung, »von oben rechts nach unten links«, die Form »kegelartig, das dünnere Ende nach unten« — nur bestärkend für die Ansicht, es handle sich hier um ein Erinnerungsbild des väterlichen Penis, den der kleine Knabe, durch Geräusche geweckt, in erigiertem Zustande — daher die scheinbare Länge von einem Fuß ⟨vielleicht auch eine Reproduktion des erigierten Membrums eines Hengstes⟩ — gesehen. Es wäre nicht ausgeschlossen, anzunehmen, daß die Eltern täglich zur bestimmten Stunde zur Ruhe gegangen seien, so daß das Kind durch den elterlichen Koitus vielleicht oft zur nämlichen Stunde geweckt worden, wodurch sich das Phänomen an das Schlagen der Uhr assoziierte.

* Klinische Monatsblätter f. Augenheilkunde, Jahrg. XXII, Nov. 1882.

Von besonderem Interesse sind mehrere Fälle, die Bleuler und Lehmann* berichten, so von einem Herrn, dem das Wort Sonntag blau erscheint, in Anknüpfung an ein schönes königsblaues Sonntagskleid aus seiner Kindheit. Und vom Mittwoch erzählt er: »Als ich mit meiner Mutter reiste, fragte ich dieselbe, was für einen Tag wir hätten. Es ist ‚Mittwoch' und in demselben Augenblick fuhren wir an einem weißen Hause vorbei, an dessen Ecke eine Rolle ⟨etwa zum Aufziehen einer Laterne⟩ befestigt war. Seitdem erweckte mir der Mittwoch noch lange die Vorstellung eines weißen Hauses mit einer Rolle daran, die dann später einfach zu weiß verblaßte. — Sich vor Gespielen im Sonntagsstaate zeigen, erst sich ein wenig brüsten, und dann, wenn's nicht etwa früher zu Streit und Rauferei kommt, sich mit einem Lieblingsgenossen oder einer solchen -Genossin von den anderen zurückziehen, um sich in Worten oder Handlungen allein, i. e. sexuell zu unterhalten, ist uralte Kindergepflogenheit. Eitelkeit, sexuelle Neugierde, Furcht vor dem Entdecktwerden, mögen mit ihren Fäden den Sonntag mit dem schönen königsblauen Kleide für den kleinen Jungen zu einer Doppelvorstellung verknüpft haben. Was den weißen Mittwoch betrifft, so scheint mir die Vermutung nicht ausgeschlossen, daß es sich um eine Onanie-Phantasie handelt. Das weiße Haus mit der Rolle an der Ecke zum Aufziehen einer Laterne dürfte wohl den weißen Leib mit dem Penis, dessen Vorhaut das Kind beim Onanieren auf- und abschiebt, bedeuten. Vielleicht hat auch der Knabe durch die ungewohnte Erschütterung des Fahrens seine erste Erektion bekommen, in dem Augenblicke, da er das weiße Haus erblickte und die Antwort »Mittwoch« hörte. Und daß er sie vor der Mutter zu verbergen suchte, dafür spräche die allmähliche Verdrängung der Vorstellung des Hauses mit der Rolle, während die Farbe erhalten blieb. Einen ganz deutlichen Hinweis auf analerotische Motive zeigen Photismen wie eine »Tafel braunen Leims«** für m, braune Wolken« für f und pf, wenn endlich ein junger Mann, der neben akustischen auch Geruchsphotismen hatte, durch einen sehr unangenehmen, fauligen Geruch plötzlich eine Farbenvorstellung produziert, genau der Farbe gekochter Bohnen entsprechend, so bedarf es wohl kaum einer Erklärung dieses Zusammenhanges***. Hören wir die wiederholt auftretende Angabe, die Wörter »Papa« und »Mama« seien schwarz oder dunkelgraublau, wobei letzterer ein dunklerer Ton, ins Bräunliche spielend, zukommt, so liegt wieder der Gedanke an das elterliche Schlafzimmer nahe, vielleicht mit dem Unterschiede zum früher erwähnten Falle, daß hier der Schlafraum möglicher weise zur Nachtzeit seltener beleuchtet wurde, als es dort geschehen sein mag.

Niemand wird wohl den sexuellen Charakter eines Zahlenphotis-

* Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 33—34.
** Alle drei Fälle, Bleuler und Lehmann, l. c., Anhang.
*** Alle drei Fälle, Bleuler und Lehmann, l. c., Anhang.

mas leugnen, welches Flournoy* anführt, eine Dame bezeichnet die 9 als Ehemann der 8, er liebe es, alle möglichen Arzeneien einzunehmen und mache ganz den Eindruck eines eingebildeten Kranken. Es wäre interessant, die Lebensaufstände dieser Dame, Alter von Vater und Mutter ⟨um die es sich ja wohl handeln dürfte⟩ zu kennen. Denn dies scheint ein Fall zu sein, der auch die skeptischesten Gegner der psycho-sexuellen Interpretation der Synopsien überzeugen könnte, wenn sie sich überzeugen lassen wollen.

Hennig schreibt von einem jungen Manne, dem 1 und 5 als männlich, 2, 4, 8, 9 als weiblich erscheinen, die 3 sei ihm ein »frecher Junge« und die 6 mache ihm einen weichlichen Eindruck. Ob hier in den Ziffern — insbesondere von kindlicher Hand geschrieben — Sexualsymbole angedeutet sind oder ob vielleicht eine Assoziation an ein allerdings selten vorkommendes Zahlenspiel, in welchem jede Ziffer einen menschlichen Kopf trägt, vorliegt, ist nicht ohneweiters zu entscheiden. Sicher würde aber letztere Annahme auch nicht des sexuellen Zusammenhanges entbehren, da diese Köpfe recht groteske Züge aufweisen und für Kinder »Gesichter schneiden« häufig ein Verbergen von sexuellen Gedanken und Handlungen bedeutet.

Ehe ich auf Grund der Analyse meiner eigenen Beobachtungen und, soweit sich dies bei gebotener Rücksichtnahme durchführen ließ, auf Grund der Prüfung anderer, mein Urteil ausspreche, möchte ich noch einen Blick in die Werke der Dichter werfen. Ist ihnen dieses Phänomen fremd? Wenn wir auch nur spärliche Kunde bei ihnen finden, so sind doch die wenigen diesbezüglichen Stellen schon darum wertvoll, weil aus denselben immer wieder die Beziehung zum Erotischen hervorgeht. So lesen wir in der »Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence«**, wie dieser nach dem vor der Geliebten errungenen Siege im Turnier in die Einsamkeit des Gartens flüchtet und wie mit dem Verhallen der Festesklänge »der Ton versank wie ein blauer Lichtstrom.« Und in den Träumen der Schönen Magelone*** verschmelzen Ton und Farbe in eins: ».... lichte Wolken zogen unter der Melodie hinweg und wurden rosenrot gefärbt und tönten wieder. Dann kam der Unbekannte in aller Lieblichkeit aus einem dunklen Gange, er umarmte sie und steckte ihr einen noch köstlicheren Ring an den Finger und die Töne vom Himmel herunter schlangen sich um beide wie ein goldenes Netz und die Lichtwolken umkleideten sie und sie waren von der Welt getrennt, nur bei sich selber und in ihrer Liebe wohnend.....« In dem Märchen »Der Pokal«† vom

* Flournoy, Des phénomènes de synopsie.
** Tieck, Gesamte Werke, Bd. XI, Phantasus, pag. 74.
*** Tieck, Phantasus, l. c., pag. 84.
† Tieck, Der Pokal ⟨Märchen⟩, pag. 185, Bd. XI.

selben Autor entquellen dem purpurnen Gefäße unter den Händen des alten Meisters herrliche Melodien; .... »es schien, als wenn Funken aus seinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zersprangen. ..... Die Musik sank wieder zurück, wurde leiser und leiser ..... und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten.« So läßt der Dichter Töne und Farben sich verweben, dem einen zum strahlenden Hintergrund für das Bild des geliebten Antlitzes, den andern, ihre Liebe zu bergen vor dem Auge der Welt. Es ist mir leider nicht gelungen, in die Biographie Tiecks von Köpke, welche über des Dichters diesbezügliche Eigenart Bemerkenswertes enthalten soll, Einsicht zu nehmen. Doch fürchte ich, daß hier dem Leser ebenso wenig eine befriedigende Erklärung oder wenigstens hinreichendes Material zu einem solchen Versuche geboten sein dürfte, wie ich in Gust. Freytags Kommentar zu Otto Ludwigs* »Aesthetisches« vergebens nach Aufschlüssen über dessen Photismen forschte. In dem Abschnitte »Zum eigenen Schaffen« schreibt Ludwig: »Mein Verfahren beim poetischen Schaffen. Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehre in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetze ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend, wie Schiller, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nüance der besonderen Farbe, die das ganze Stück hat. ..... Dies alles in großer Hast ⟨nämlich das Bilden der Gruppen und Bilder⟩, wobei mein Bewußtsein sich leidend verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat.« Bleibt auch die Frage unbeantwortet, wie dem Dichter sich eben diese Photismen bildeten, warum er Goethes Gedichte mit Goldgelb, die Schillerschen mit strahlendem Karmoisin umhüllt, so ist das Geständnis des psychischen und physischen Leidens, also wohl das Bewußtwerden eines Zwanges, von hohem Interesse, da sich den meisten Farbenhörern das Phänomen ohne Gefühlsbetonung vollzieht; letztere Tatsache ist auch der Grund, warum viele von ihnen das Bestehen von Synästhesien bei allen anderen Personen voraussetzen.

In Ludwig Ganghofers »Lebenslauf eines Optimisten« lesen wir im ersten Teile »Buch der Kindheit« ⟨pag. 308 bis 310⟩ fol-

* Otto Ludwig, Ges. Werke, Aesthetisches. ⟨Zum Eigenen Schaffen.⟩

gende interessante Stelle: ». . . . Wenn Herr Kerler auf der Orgel mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive, einheitliche Farbe, alles erschien mir rot oder ährengelb oder im prachtvollen Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wieder. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerflossen war, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe sah, mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. Das war immer so namenlos schön, daß mir ein süßer Schauer durch Herz und Sinne rieselte. — Dieses Farbenschauen meiner Augen, bei tiefer Wirkung guter Musik, verstärkte sich noch in späteren Jahren. Irgendwelche Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung habe ich bisher nicht konstatieren können. Aber es gibt ein paar musikalische Werke, bei denen ich stets die gleiche Farbe sehe.« Der Dichter führt dann an, wie ihm Wagners Rheingold an einer bestimmten Stelle die Bühne in ein brennendes Goldgelb taucht, wie ihm das erste Trio von Haydn am Ende des ersten Satzes ein rotviolettes Kolorit annimmt, das im Adagio Cantabile in ein tiefes Stahlblau sich verwandelt. Brahms C-Moll-Symphonie zeige im Allegro non troppo jedesmal das gleiche Scharlachrot — »und einmal sah ich in dieser Farbe eine weite Himmelsferne mit langgestreckten, in Scharlach brennenden Wolkenzügen, über die eine hohe, in ein tieferes Rot gekleidete Frauengestalt wie schwebend dahinglitt.« »Alle leidenschaftlich empfundene Musik verwandelt sich für mich in Bilder, die ich sehe, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube.« Schumann und Beethoven erzeugen dem Autor die stärksten und häufigsten Photismen, während »die bilderschaffende Wirkung, die sonst die Wagnersche Musik in mir hervorrief, seit etwa fünf Jahren fast ganz für mich erloschen ist.« Fehlt uns auch hier eine psychologische Deutung des Phänomens von des Dichters eigener Hand, so gibt er uns doch reichliche Fingerzeige, die ins Gebiet des Sexuell-Erotischen weisen. Die Abhängigkeit der Intensität des Farbenhörens vom Alter, das Versagen der Wagnerschen Musik ungefähr nach dem fünfzigsten Lebensjahre läßt ebensowenig Zweifel an solchem Zusammenhang wie die Angabe, daß dem Dichter im Schauen der Farben die Gehörswahrnehmung zu schwinden schien. Wenn er endlich auf den scharlachfarbigen Wolken, die ihm Brahms C-Moll-Symphonie vorzaubern, eine hohe Frauengestalt dahingleiten sieht, wer dächte da nicht an das Bild der Mutter, der er so zärtliche Erinnerung bewahrt?

Greifbar deutlich spricht sich der Hinweis auf die sexuelle Wurzel der optischen Synästhesien in den Schriften französi-

scher Symbolisten aus, die jedem anderen Interpretationsversuch ein unentwirrbares, oft sinnloses Dunkel entgegensetzen. Nordau zitiert in seiner »Entartung« eine Stelle aus Francis Poictevins »Dernières Songes«, welche uns die Gefühle kennen lehrt, die den Farben entsprechen:

»Das Blau geht, ohne besondere Leidenschaft, von der Liebe bis zum Tode, oder richtiger, es ist ein verlorenes Äußeres. Von Türkisenblau bis Indigo, geht man von schamhaften Ausströmungen zu den letzten Verheerungen.« Solche Worte klingen dem, der die gewaltige Bedeutung des Unbewußten im Erotischen nicht anerkennen will, in der Tat als leere Phrasen, als die sie denn auch in den offiziellen Lehrbüchern der Psychologie bezeichnet werden. Daß aber die Verfasser derselben im Zitieren solcher Textstellen gerade da abbrechen, wo auch sie die Verknüpfung mit Erotik und Sexualität ahnen, ist ein hinlänglicher Beweis, daß das Verständnis keinem mangelt, sondern bloß als unwissenschaftlich unterdrückt wird. Was könnte der Weg von den schamhaften Ausströmungen bis zu den letzten Verheerungen anderes bedeuten als den geschlechtlichen Werdegang des Mannes, von der ersten sinnlichen Regung bis zu den physischen und psychischen Übeln, die ihre Wurzel im sexuellen Übergenusse haben? Individuelle Erlebnisse mögen eine Dauerverknüpfung der blauen Farbe mit der Erinnerung an infantile Onanie, an Ausschreitungen in der Pubertätszeit geschaffen haben.

Hennig weist in seinen Ausführungen über »Entstehung und Bedeutung der Syncpsien« als Erster auf den praktischen Wert derselben hin, wie sie nicht nur als mnemotechnisches Hilfsmittel Treffliches leisten, »sondern wie sie sogar geeignet sind, mittelbar auf die Geistesentwicklung und -beschäftigung nachhaltig einzuwirken.« Es wäre dies ein Faktor, mit dem Elternhaus und Schule rechnen sollten und ich halte es für verfehlt, wenn bei dem den Kindern verhaßten »Kopfrechnen« der Lehrer Zahlenbilder und Diagramme, die manchem Kinde vorzuschweben scheinen, als «nicht verstandesmäßige Arbeit« verwerfen und unterdrücken. Diese Vorstellungen sind wohl leise Anklänge zu Synopsien und werden instinktiv vom Kinde beim Rechnen verwertet. Flournoy berichtet von einer Dame, welche sich von ihren Wortphotismen beim Zurechtfinden in der Orthographie leiten ließ und von einem Maler, der seine Violine zu Rate zog, um durch ihre Töne die passenden Farben für seine Gemälde zu finden. Und Gleiches erzählt uns Gottfried Keller in der Novelle «Der Landvogt von Greifensee«* von diesem, die Klänge der Maultrommel zaubern ihm das Dämmerlicht des Morgens vor die Seele, das er auf einem »Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührotes mit dem Scheine des untergehenden Mondes

* Gottfried Keller, Züricher Novellen, »Der Landvogt von Greifensee«, Kap. Die Grasmücke.

vor sich ging«, darstellen wollte. Umgekehrt bestimmte ein Bariton die feinsten Nüancierungen seiner Stimme nach seinen Chromatismen.

Die Ergebnisse meiner Beobachtung zusammenfassend, glaube ich sagen zu können, daß die Synopsien überall dort zustande kommen, wo eine konstitutionelle Eignung mit individuellen Sexualerlebnissen der frühesten Kindheit zusammentrifft, die durch ihre Lust- oder Unlustbetonung von so starkem Eindrucke waren, daß sie begleitende Nebenumstände, wie Gehörs- und Farbenempfindungen, durch Schaffung von assoziierten Vorstellungen dauernd im Gedächtnis fixierten. Ich bin der Meinung, daß eine Spaltung der Synopsien in anatomisch-physiologische und psychologische nicht aufrecht zu halten ist; denn so wie die physiologisch zwangsmäßig bedingten Synästhesien nicht der psychologischen Quelle entbehren, ebenso wenig finden sich die psychologischen ohne konstitutionelle Veranlagung. Voraussetzung ist die konstitutionelle Eignung, die unmittelbare Veranlassung sind die sexuellen und erotischen Erlebnisse in zartester Kindheit, an denen es im Leben keines Menschen fehlt.